

TIMETRAVELLER

Reisen durch Zeit und Raum

Episode 35

VX-P01PRIMAL

von Gunter Arentzen

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Die große Onlineserie

Gunter Arentzen

Timetraveller - Reisen durch Zeit und Raum

Episode 35

VX-P01Primal

www.geisterspiegel.de

Cover © 2019 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2019 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Zitat:

Come senators, congressmen, please heed the call
Don't stand in the doorway, don't block up the hall
For he that gets hurt will be he who has stalled
The battle outside ragin'
Will soon shake your windows and rattle your walls
For the times they are a-changin'

(Bob Dylan - The Times They Are a-Changin')

Hinweis:

Die meisten Marken, Unternehmen oder Hotels in diesem Roman sind fiktional. Ähnlich- oder gleichklingende Unternehmen sind reiner Zufall und nicht gewollt. Ausnahmen wie Apple wird jeder Leser erkennen!

Prolog

W & T Travel

IFÖS Compound Saudi-Arabien, 19.12.2013

»Andres?«

Peter Andres, geboren und aufgewachsen in Frankfurt am Main, Klassenkamerad von Joyce La Fayette – und einer ihrer frühen Eroberungen, wie er hin und wieder in geselliger Runde preisgab – verdrehte die Augen, als er die Stimme seines Vorgesetzten hörte.

Seit Wochen dachte er daran, dem Unternehmen den Rücken zu kehren. Mehr und mehr störte ihn, was sie hier taten.

Was er tat.

Ihm erschien es zunehmend falsch, eine Horde schwerreicher Idioten in einen Glider zu setzen, dessen Technik bei einer gelungenen Spionage-Aktion entwendet worden war, sie zu *Welt Primeval 01* zu karren und ihnen dort in einer speziell für sie erschaffenen Anlage jeden nur erdenklichen Saurier vorzuführen.

Saurier, die andere unter Einsatz ihres Lebens auf Terra und auch auf anderen Welten eingesammelt und nach P-01 geschafft hatten.

Die Verantwortlichen hatten dabei wild gemixt, was Natur und Evolution durch Jahrtausende trennten. So kam es, dass drei Meter lange Pareiasauridae aus dem Perm von allseits bekannten T-Rex oder einem Raptor aus der Kreide gejagt wurden, während über ihnen der Archaeopteryx aus der Jura kreiste; zwischen dem ältesten und dem jüngsten Saurier lagen so knapp 200 Millionen Jahre.

Während der Umsiedlung waren 17 Mitarbeiter der IFÖS und insgesamt 328 Tiere gestorben. Vier davon waren erstickt, als

sie sich an den Arbeitern *verschluckten* ...

Das Klima, mehr aber noch die Luft-Zusammensetzung hatte es vielen Tieren nicht leicht gemacht, dort zu leben. Ein Saurier, der an 18 Prozent Sauerstoff gewöhnt ist, tut sich bei der Hälfte schwer.

Andere wiederum waren aufgeblüht; wer an vier Prozent Sauerstoff gewöhnt ist, empfindet das Doppelte als äußerst angenehm!

Inzwischen, drei Jahre, nachdem die letzten Bauarbeiten und Umsiedlungsprogramme abgeschlossen waren, lebten auf P-01 35.890 Tiere. Nicht alle waren umgesiedelt worden, denn auf P-01 hatte bereits ein stabiler Bestand existiert.

Hinzu kam die erste Generation jener Tiere, die auf P-01 geboren worden war. Als besonders fruchtbar hatten sich dabei Compsognathen und die Raptoren erwiesen.

Auch wenn die Compys aussehen wie Hühner, so vermehren sie sich doch wie Kaninchen – ein Spruch, den die Paläontologen mehr als einmal gemacht hatten.

Der Brachiosaurus hingegen war ein eher scheuer Zeitgenosse, wie sich zeigte. Sie vermehrten sich nur sehr zögerlich; gerade einmal vier Babys waren bislang verzeichnet worden.

Das Besucherzentrum selbst war eine Anlage, wie sie moderner und luxuriöser nicht sein konnte. Errichtet inmitten einer Region, die einen besonders guten Blick auf einen Großteil der Saurier bot, verfügte sie über zehn Gästezimmer, eine große Küche, einen Spa-Bereich sowie über die Start- und Landeplätze der Glider.

Unzählige Kameras und Drohnen überall auf P-01 sorgten dafür, dass die Gäste zu jeder Tages- und Nachtzeit die Tiere auf großen LED-TV-Geräten beobachten konnten.

Das Programm, auf vier Tage angelegt, sah am zweiten Tag eine Fahrt mit der 500 Kilometer langen Monorail vor, welche

in 150 Metern Höhe über das Areal führte.

Am dritten Tag wiederum stand ein Flug mit dem Featherbird an; ein ultraleichtes und nahezu geräuschloses Flugzeug, das hoch am Himmel flog, dank Kameras die Welt unter ihm auf einen großen Monitor zauberte und gelegentlich mit einer Herde Flugsaurier flog, um den Gästen ein besonderes Erlebnis zu bieten.

Das Personal der Anlage war auf ein Minimum beschränkt, dauerhaft stationiert war nur eine Wartungs-Crew. Küchen- und Zimmerpersonal reiste hingegen mittels eines automatisch agierenden Gliders ohne eigenen Piloten knapp acht Stunden vor den Gästen zur Anlage, um sich auf die Ankunft der Zeit- und Welten-Touristen vorzubereiten.

Die Touristen; jeder von ihnen zahlte genau 1.500.000 Dollar, legten wert auf einen Piloten im Cockpit. Auch wenn der Glider weitestgehend autonom sein Ziel ansteuerte, gab ihnen die Anwesenheit eines Menschen im Cockpit ein beruhigendes Gefühl.

Und gute Gefühle waren es, mit denen dieser kleine Zweig der IFÖS, der *Interdisziplinären Forschungseinrichtung Östlicher Staaten* – eine Abspaltung der SSSK – ihr Geld machte.

Hätten die Millionäre und Milliardäre gewollt, dass eine ausgebildete Krankenschwester an dem Flug teilnahm und ihnen alle eine Impfung gegen Saurierbisse verpasste, sie hätten auch dies erhalten.

Waren die Kunden zufrieden, prahlten sie im verschwiegene Kreis und reichten die Kontaktnummer weiter.

»Andres? Da sind Sie ja!« Ludger van Beeren, Flugleiter bei *W & T Travel*, wie das Unternehmen offiziell hieß, klang ein wenig ungeduldig. Seit zwanzig Minuten suchte er seinen Untergebenen, doch dieser hatte sich nicht blicken lassen.

»Der Flug beginnt in zehn Minuten! Wo sollte ich sonst sein?«,

fragte Peter Andres unschuldig. »Jeder Pilot betritt eine halbe Stunde vor dem Start die Kabine, bereitet sich auf den Flug vor und legt die Uni...«

»Schon gut, Sie haben recht!« Ludger van Beeren winkte ungeduldig ab. Er war sich sicher, dass sich Andres absichtlich nicht gemeldet hatte. In den letzten Wochen war der Mann ein wenig ... seltsam. Noch aber gab es keinen Grund, ihm eine Verwarnung auszusprechen.

Warum auch? Weil er war, wo er hätte sein sollen, und lediglich nicht geantwortet hatte? Im Zweifel konnte er behaupten, unter der Dusche gestanden zu haben.

Weil er nicht mehr lächelte, wie er es früher getan hatte?

Nein, es gab keinen Grund, ihn zu verwarnen.

Noch nicht.

Ging es so weiter, dessen war sich van Beeren sicher, würde es nicht mehr lange dauern, und Andres baute Scheiße.

»Was ist los mit Ihnen?« Ludger van Beeren wollte nicht, dass es so weit kam. Andres war ein verflixt guter Pilot. Ein Mann der ersten Stunde. Wenn etwas an ihm nagte, konnte man es eventuell aus der Welt schaffen. Ein vorgezogener Bonus oder ein langfristiger Mitarbeiterkredit konnte finanzielle Sorgen beiseiteschaffen.

Ein paar Tage Urlaub kitteten eventuelle Beziehungsprobleme.

Wenn alles nichts half, konnte man einen gedienten Veteranen auch mal befördern. Andres stand ohnehin auf der Liste. Wenn dies ein Lächeln auf das Gesicht des Mannes zauberte ...

»Ich bin ... unzufrieden!«, gab Andres zu. »Zu Beginn war es spannend, zu einer fremden Welt zu reisen. Aber seit drei Jahren ist es Routine; Welt P-01 hin, Welt P-01 zurück. Wir forschen nicht, wir fliegen lediglich schwerreiche Idioten zu einem Ressort!«

Ludger van Beeren gestattete sich ein Grinsen. »Bei einem Gehalt von 50.000 im Monat sind Sie ebenfalls inzwischen *schwerreich!*«

»Aber kein Idiot!«, erwiderte Andres, was beide Männer grinsen ließ, ehe Andres wieder ernst wurde. »Geld ist nicht alles. Ich möchte auch ... Erfüllung und ... Herausforderung in meinem Beruf.« Er seufzte. »Zudem halte ich das gesamte Projekt für falsch. Wir haben einfach Spezies gemischt, geben einen Dreck auf ihr Befinden und stellen sie aus. Daran ... möchte ich mich nicht mehr beteiligen.«

»Verstehe«, erwiderte van Beeren. »Ja, ich kann Sie gut verstehen! Und ich bin froh, dass Sie so offen sind. Wie wäre es, wenn ich Sie in unsere Erkundungsdivision versetzen lasse? Ein völlig anderes Thema, Herausforderung ...«

»Das wäre großartig!«, stieß Andres hervor. »Ich bin ein guter Pilot, ich werde niemanden enttäuschen!«

»Sie sind ein verdammt guter Pilot. Nur - ich habe Sie falsch eingeschätzt. Dachte, Sie würden gerne eine ruhige Kugel schieben. Dabei wollten Sie die ganze Zeit mehr ...« Er klopfte Andres auf die Schulter. »Gut, dass wir darüber gesprochen haben!« Damit wandte er sich um.

»Sie haben mich nicht deswegen gesucht, oder?«

Sein Vorgesetzter stoppte. »Ach so, das ... Ich wollte Ihnen sagen, dass wir heute einen Prinzen aus dem Königshaus auf der Tour haben. Er zahlt mehr, um gleich nach dem Eintritt einen Überflug zu erhalten. Ich habe ihm 45 Minuten versprochen!«

Andres hob den Daumen. 45 Minuten, das war nichts. Er würde eine Herde Brachos aufspüren und ein wenig tiefer als erlaubt fliegen. Dann noch den T-Rex aus nächster Nähe, und der Prinz würde ihm ein saftiges Trinkgeld in die Hand drücken.

Geld, so wusste er, konnte man nie genug haben. Vor allem

nicht, wenn er künftig für die Erkundung arbeiten würde.

*

»Was für ein mächtiges Tier!«, rief Prinz Hassan aus, als der Glider knapp zehn Meter von dem Tyrannosaurus Rex entfernt stoppte.

Zuvor hatte Andres den Glider zehn Minuten über einer Herde Brachiosauern kreisen lassen, dann eine Herde Compys in nur fünf Meter Höhe überflogen und schließlich den T-Rex mittels eines ausgeklügelten Ortungssystems aufgespürt.

Nun schauten sie zu, wie das große Tier einen noch jungen Triceratops verspeiste.

Nur einmal hatte der mächtige Jäger zu ihnen aufgeschaut, als sich der Glider näherte, sich dann aber nicht länger stören lassen.

Ein Timer zählte die Minuten herab. 45 Minuten waren Hassan versprochen worden, seit 47 Minuten befanden sie sich in Welt P-01. Noch drei, und sie würden zum Center fliegen.

Der T-Rex fraß noch, als Andres den Glider in die Höhe zog, kurz mit ein paar Flugsauriern flog, damit Prinz Hassan auch das erlebt hatte, und anschließend im Center landete. Fast eine Stunde hatte er Hassan und den sechs anderen Touristen gegönnt.

»Mein Freund, ich bin Ihnen sehr dankbar!« Der saudische Prinz reichte Andres ein kleines Päckchen. »Ich ahnte, dass ich mich würde großzügig erweisen können!«

Während ein Concierge die Gäste übernahm, schlenderte Andres zu dem deutlich weniger komfortablen Zimmer des Piloten, lieferte einen Flugbericht ab und öffnete erst dann das Geschenk.

Eine Rolex kam zum Vorschein, wie sie wertvoller nicht sein

konnte. Er legte sie an und kontaktierte seine Verlobte, die wie er für die IFÖS arbeitete, jedoch in einem völlig anderen Bereich.

Sie plauderten zehn Minuten, ehe Andres das Gespräch beendete. Martha, eine der Masseurinnen, hatte geklopft.

Und dies bedeutete belanglosen Sex, wie er besser nicht sein konnte!

*

»Ich hörte, Sie wollen sich zur Erkundungs-Division versetzen lassen?«, fragte Doktor Justine Richard, leitende Tierärztin auf P-01.

Sie saßen beim Abendessen; sie bekamen prinzipiell, was den Gästen serviert wurde, aßen jedoch in einem dem Personal vorbehaltenen Raum.

Unter den Angestellten gab es eine Hierarchie und sowohl der Pilot als auch die Ärztin standen hier, auf der Insel, weit über den anderen Mitarbeitern.

Zumal Doktor Richard eine exzellente Tierärztin war und für diesen Job ihre gut gehende Praxis im Süden Frankreichs aufgegeben hatte; zum einen, weil sie die Herausforderung reizte, zum anderen aber auch, weil sie ein nahezu unverschämt hohes Gehalt bezog; den größten Teil hiervon legte sie Monat für Monat an, um eines Tages eine Tierklinik mit jedem nur erdenklichen Komfort eröffnen zu können.

Sie *hasste* es, Tiere leiden oder gar sterben zu sehen, und ihr Ziel war es, eine Klinik zu gründen, in der auch schwere Fälle behandelt werden konnten – notfalls kostenfrei, sollten sich die Besitzer die oft teuren Behandlungen nicht leisten können.

Sie war eine Idealistin, Mitglied bei Greenpeace und weiteren Gruppen sowie eine der engagiertesten Veterinärmedizinerin-

nen auf der Welt.

Dieser Job, sie verdankte ihn ihrem Vater – ein Archäologe und *Mystiker* sowie ein ranghoher Mitarbeiter der IFÖS – war ungewöhnlich, er war aufregend und er würde das Fundament ihrer Träume bilden.

»So ist es!« Peter Andres schenkte der Ärztin ein Lächeln. Wäre er nicht vergeben gewesen, sie hätte ihm ohne Zweifel gefallen können.

Leider hatte sie kein Interesse an einem kleinen Abenteuer; sie hatte es ihm freundlich zu verstehen gegeben, als er sie nach einem langen, harten Tag auf einen *Schlummertrunk* hatte einladen wollen.

»Schade!« Die Ärztin erwiderte sein Lächeln. »Ich werde Sie vermissen. Von allen Piloten, die wir haben, sind Sie mir der Liebste!«

Peter deutete eine Verneigung an. »Wer weiß«, sagte er nach ein paar Sekunden. »Vielleicht ist es mir erlaubt, für erkrankte Kollegen einzuspringen, sollte mir die Zeit bleiben. Die IFÖS hat nicht sehr viele Zeit- und Weltenpiloten!«

»Das wäre schön!« Die Tierärztin goss sich etwas Wasser nach. »Ich muss später nach den *Gigantis* schauen; die Überwachungsdrohnen zeigen, dass sie sich ein wenig seltsam verhalten. Ich wäre froh, könnten wir den Glider nehmen! Mit dem Jeep dauert es einfach zu lange!«

»Wird mir ein Vergnügen sein!«, erwiderte Peter Andres.

Er mochte die *Gigantis*, den Gigantopithecus, so der ordentliche Name dieses riesigen Urzeit-Affen, der vor etwa neun Millionen Jahren auftauchte und weitaus größer wurde als selbst die größten Gorillas unserer Zeit. Ein Mini-King Kong, der ohne Mühe 500 Kilo und mehr auf die Waage brachte. »Haben Sie eine Idee, was den *Gigantis* fehlen könnte?«

»Nicht wirklich! Die Bewegungen haben sich verändert, sie

fressen weniger und schlafen mehr. Ich denke, ich werde mir einen von ihnen schnappen und genauer untersuchen.«

Peter wusste, was dies bedeutete. Es genügte nicht, mit dem Glider zu dem Revier der Gigantis zu fliegen. Nein, er würde die Iso-Einheit einladen lassen.

Diese Einheit konnte aus dünner Luft ein nahezu undurchdringliches Schutzfeld errichten. Auch diese Technik hatte die IFÖS erbeutet; offenbar, so dachte Peter, waren seine Vorgesetzten sehr gute Diebe und lausige Erfinder.

*

»Das ist seltsam!«, sagte Doktor Richard, als sie zwei Stunden später die Gigantis beobachteten. Einige der Tiere wirkten völlig gesund; sie bewegten sich normal, fraßen und ... paarten sich.

Andere wiederum taumelten, zeigten atypische Verhaltensmuster oder lagen zitternd auf dem Boden.

Noch schwebte der Glider über der Gruppe und Peter konnte die Sensoren nutzen, um die Körpertemperatur der zitternden Tiere zu messen. Dies geschah per Infrarot; kontaktlose Infrarot-Thermometer funktionierten ganz ähnlich.

»42,8!«, sagte Peter, nachdem die Messung abgeschlossen worden war.

»Das ist viel zu hoch!«, rief die Tierärztin. »Sie haben starkes Fieber!«

Peter kontrollierte die Temperatur anderer Tiere. Jene, die gesund schienen, hatten kein Fieber. Aber jene, die schon erste Anzeichen einer Erkrankung zeigten, hatten erhöhte Temperatur.

»Ich werde einen jener Gigantis untersuchen, die bereits mit Fieber am Boden liegen! Können Sie ein Tier isolieren?«

»Natürlich!« Peter sah, dass einer der Gigantis etwas abseits lag; laut Transponder-Chip, den *jedes* Tier auf der Insel trug, handelte es sich um GI-F-012 – das zwölfte Exemplar eines weiblichen Gigantopithecus, welches nach P-01 gebracht worden war.

Mit einem Tipp konnte er weitere Daten aufrufen und sah, dass sie auf den internen Namen *Dana* getauft worden war und von Welt 0-0-1 Alpha stammte, also von zu Hause.

Sie war von einem Team zusammen mit zwei anderen Gigantis eingefangen worden; die Expedition hatte gezielt nach diesen Tieren Ausschau gehalten und war dafür sechs Millionen Jahre in die Vergangenheit gereist.

Hier angekommen hatte sie sich in der Umweltkammer an die neuen Lebensbedingungen anpassen können, bevor sie in das Gehege der Gigantis umzog.

Sie hatte drei Kinder bekommen; alle von *Long John* – GI-M-008.

Nun lag sie auf dem Boden und zitterte, ihr Körper wies eine Temperatur von fast 43 Grad auf und sie war nicht imstande, ihren Urin zu halten.

Peter aktivierte die am Rumpf angebrachte Iso-Einheit. Sechs Stangen mit hochspezieller Technik jagten in die Tiefe und steckten das Gebiet des Iso-Feldes ab.

Dana nahm weder von dem Glider noch von den sechs Stangen Notiz. Sie lag apathisch auf dem Boden und zitterte.

Hin und wieder gab sie einen kläglichen Laut von sich. Gigantis waren sehr soziale Tiere, wie Peter und auch Justine wussten. Gab eines der Tiere solche Laute von sich, eilten andere herbei, um es zu trösten oder ihm zu helfen.

Hier jedoch zeigten sie ein gegenteiliges Verhalten; sie blieben auf Abstand.

Peter landete den Glider knapp 100 Meter von Dana entfernt,

aktivierte das Iso-Feld und sah, dass die sechs Stangen aufleuchteten. Das Feld entstand, wuchs zehn Meter in die Höhe und verband Stab mit Stab, sodass eine sechseckige Zone entstand, in die kein Giganti eindringen konnte.

Doktor Richard drückte Peter das Betäubungsgewehr in die Hand, dann machte sie sich vorsichtig und langsam auf den Weg zu Dana.

Der Affe zitterte noch immer, blickte aber nun, da er die Menschen witterte, auf.

Ein tiefes Brummen kam aus dem Maul des Tiers; es erkannte die Tierärztin und schien froh, dass sein Leiden nun enden würde.

Die Ärztin gab Peter zu verstehen, dass er das Gewehr wohl nicht brauchen würde. Sie beugte sich über Dana – und just in diesem Moment übergab sich der Riesenaffe.

Ein Schwall grün-roter Brühe schwappte aus seinem Maul und traf auch Justine Richard. Sie wich angewidert zurück, während sich Peter beeilte, Desinfektionsmittel aus dem Koffer der Ärztin zu holen.

Er reichte ihr saubere Tücher sowie Stero-X, während sich Dana aufbäumte, mehr und mehr übergab – und schließlich leblos zu Boden sackte.

Ihr Kampf, er war vorüber.

Die Ärztin blickte an sich herab. Es würde nicht genügen, sich nur mit den Tüchern zu reinigen. Sie zog sich in den Glider zurück, um dort Ersatzkleidung anzulegen.

Zwar hatte sie keinen Kittel oder weiße Hose dabei, doch in einer Box lagerten stets zwei Uniformen, wie sie Piloten trugen.

Peter folgte ihr, um die Box zu öffnen, und bald schon stand die Ärztin in Unterwäsche vor ihm.

Pflichtbewusst wandte er sich ab, doch die Ärztin lachte nur. »Sie haben sicher viele Frauen in Unterwäsche gesehen«, tat sie

die Sache ab.

»Natürlich!«, bestätigte Peter grinsend. »Aber nur wenige mit solch einem perfekten ...« Er schwieg, seine Wangen färbten sich rot.

»Merci!« Die Französin schenkte Peter ein entzücktes Lächeln, dann schlüpfte sie in die Uniform. »Was nun kommt, ist weniger schön. Wir brauchen Proben von Fell, Muskeln, Fleisch, Blut und Innereien!«

Sie schenkte Peter einen kurzen Blick. »Das Tier ist tot. Helfen Sie mir, die Proben zu gewinnen?«

»Natürlich! Als künftiger Forscher werde ich das ohnehin häufiger machen, nicht wahr?«

Die Ärztin nickte und verließ den Glider, gefolgt von Peter. Seine Freundin war hübsch, die Masseurin war scharf - aber die Tierärztin, sie war perfekt.

*

»Störe ich?«

Doktor Richard schien ein wenig verlegen, als sie gegen 22:00 Uhr Ortszeit das Zimmer von Peter Andres betrat.

Wie jeder andere Mitarbeiter auch verfügte Peter über ein hübsch eingerichtetes Zimmer inklusive Bad, einem Külschrank und Anschluss an das Entertainmentsystem.

Als Pilot hatte er zudem Zugang zu den hochwertigen Unterhaltungsbereichen, genau wie die Chefärztin oder der Chefingenieur. Dies umfasste die neuesten Kinofilme ebenso wie Hardcore.

»Aber nein«, erwiderte Peter überrascht. »Was kann ich für Sie tun?«

Die Ärztin schloss die Tür hinter sich. »Ich wollte mich für deine Hilfe bedanken, Peter! Und ... für das Kompliment!« Sie

trat näher an ihn heran. Ihm war aufgefallen, dass sie zur vertraulichen Ansprache übergegangen war.

»Das ...« Er schwieg, denn sie berührte seine Schultern mit ihren Händen. »Findest du mich wirklich derart attraktiv?«

Er nickte nur.

»Möchtest du sehen, was du heute nicht gesehen hast?«, wisperte sie, während ihre Hände unter sein Shirt glitten.

»Wieso ...« Peter verstand nicht, was gerade geschah. Es war keine zwei Monate her, da hatte sie ihm eine Abfuhr erteilt. Und nun ...?

»Wieso ich heute tue, was ich damals nicht tat?«

Er nickte. Peter sah gut aus, er war ein Welten-Pilot und besaß einen Charme, der viele Frauen schwach werden ließ. Doch Justine Richard hatte sich davon nicht beeindruckt lassen.

Bisher.

»Ich trenne Berufliches und Privates!«, sagte sie. »Bisher waren wir Kollegen. Aber nun wechselst du die Abteilung ...«

Er ließ zu, dass sie das Shirt über seinen Kopf streifte. »Damals bedauerte ich, dir einen Korb geben zu müssen. Aber heute, als ich deinen Blick sah ...« Sie lächelte, als er gekonnt ihre Bluse öffnete.

Er atmete scharf ein, als die beiden Hälften des Kleidungsstücks zur Seite klappten und er ihre nackten Brüste bewundern konnte; auf einen BH hatte sie offenbar verzichtet.

Und wer weiß, auf was noch!

Peter glitt vor der Ärztin in die Hocke, streifte ihre Hose nach unten und sofort sah er das wunderbar nackte Geschlecht der Ärztin. Tief sog er den Duft ein, kostete von ihrer Feuchte – und begann ein Spiel, das bis tief in die Nacht dauerte und beide atemlos zurückließ.

Kapitel 1

Übertragung

IFÖS Primeval Entertainment Center, 20.12.2013

Den zweiten Tag des viertägigen Aufenthalts sah die Fahrt mit der Monorail vor. Gesteuert wurde die Bahn von einem Autopiloten. Dieser folgte einem fix definierten Programm. Sensoren überwachten die Strecke und die Bahn – kam es zu Hindernissen, Störungen oder Ausfällen, wurden Notfall-Protokolle aktiviert.

Half dies nicht, blieb die Bahn stehen und der jeweilige Pilot des Gliders flog mit einem Ingenieur hinaus, um den Fehler zu beheben. Zumindest theoretisch, denn praktisch war dies noch nie vorgekommen.

Dennoch hatte sich Peter an diesem Tag zur Verfügung zu halten.

Beim Frühstück hatte der saudische Prinz darum gebeten, dass ihm sowohl Doktor Richard als auch Peter Andres Gesellschaft leisteten; er hatte am Abend zuvor beiläufig von dem toten Riesenaffen erfahren und wollte Details.

Justine und Peter hatten ihm diesen Gefallen nur zu gerne erwiesen, hatten sie so doch an dem enorm großen Frühstücksbuffet teilnehmen können.

Den Prinzen, gefesselt von der Erzählung – sowohl Justine als auch Peter hatten ihr Wissen und frühere Anekdoten über die Gigantis einfließen lassen – hatte sich am Ende überschwänglich bei beiden bedankt. Sie müssten nach Riad kommen und seinem Vater von den Affen berichten; ja, dies sei eine Einladung. Sie würde ihnen schriftlich zugehen, aber sie dürften sich bereits auf zwei, drei Wochen königlichen Urlaubs freuen!

Zur Bekräftigung hatte er Peter die Hand geschüttelt und Jus-

tines Hand geküsst, ehe er und sein Gefolge aufbrachen, um ihre Fahrt mit der Monorail zu genießen.

Peter, erfreut über diese Einladung, hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, um in Ruhe mit seiner Freundin zu sprechen.

Justine Richard hingegen war in ihr Labor gegangen, um die Proben des toten Gigantis zu untersuchen.

Es war 11:45 Uhr, als sie ihr Labor und Peter sein Zimmer betrat und er sich auf das Bett legte.

Prinz Ahmed betrat etwa zur gleichen Zeit die Monorail, klopfte seinen Freunden auf die Schulter, während er sie auf den verschiedenen Plätzen der First Class-Abteile verteilte, und küsste seine Lieblingsfrau, als sich diese neben ihn setzte.

Ein Film, der auf die Fahrt einstimmte und einige Vorab-Informationen lieferte, begann um 11:50 Uhr, und pünktlich um 12:00 Uhr an jenem 20. Dezember 2013 nahm die Monorail ihre Fahrt auf.

Um 12:05 Uhr schob Justine Richard ihren Stuhl zurück, erhob sich und ging zu einer kleinen Garderobe. Dort hing eine Weste; sie trug diese häufig, denn das Labor war klimatisiert; in ihm herrschten stets 21,5 Grad Celsius.

Bei langen Sessions war ihr dies zu kalt und sie schlüpfte in die Weste, um sich ein wenig zu wärmen.

Um 12:07 Uhr zog Peter Andres, der auf dem Bett lag und mit seiner Freundin sprach, die Decke über seinen Körper. Sein Kreislauf sackte ab, wenn er eine Weile lag – er bekam erst kalte Hände, dann kalte Füße und schließlich fror er.

Nachts machte er sich dies zunutze; er wartete, bis er ausgekühlt war, zog dann die Decke über sich und schlief ein, sobald die Wärme seinen Körper durchströmte.

Nun aber, da er mit seiner Freundin telefonierte, war es ihm lästig!

Um 12:35 Uhr fragte Prinz Ahmed, wie er die Temperatur in

der Kabine erhöhen könne, die meisten seiner Gäste und auch er würden frieren.

Um 12:40 Uhr legte Justine Richard die Probe, die sie in der Hand gehalten hatte, nieder. Sie schlug die Arme gegeneinander, dann stand sie auf, trat an einen Schrank mit Instrumenten und holte ein Fieberthermometer hervor.

Sie maß bei sich selbst und sah, dass das digitale Display 38.11 anzeigte – das war leicht erhöhte Temperatur und kein Grund zur Sorge. Sie hatte sich am Tag zuvor in einem Glider umgezogen und die Nacht nackt und verschwitzt in einem Zimmer mit nur 20 Grad zugebracht. Kein Wunder, dass sie sich erkältet hatte.

Um 12:42 Uhr klopfte Peter an die Tür des Labors. Er wirkte elend; sein Blick war glasig und er zitterte.

Justine schenkte ihm ein Grinsen; auch er hatte in der Nacht geschwitzt. Mehr als sie ...

Sie maß seine Temperatur und stellte fest, dass er bei 38.41 angekommen war.

Sie beschloss, sowohl ihm als auch sich eine Aspartin zu geben; eine Brausetablette, welche sowohl Aspirin als auch Paracetamol enthielt. Damit sollten die Nachwirkungen der lustvollen Nacht verschwinden.

Um 13:02 Uhr drückte Prinz Ahmed den Notfall-Knopf an seinem Platz. Er wurde sofort mit Cheffingenieur Steffen Holler verbunden; man war davon ausgegangen, dass die Passagiere dann den Knopf drücken würden, wenn die Bahn ein Problem hatte; etwa bei einem Totalausfall des Computersystems.

Aus diesem Grund gab es ein eigenes, redundant angelegtes Kommunikationssystem, welches nicht mit Antrieb oder Steuerung gekoppelt war.

Holler nahm den Ruf entgegen und runzelte die Stirn. Offenbar hatte sich die kleine Gruppe kollektiv einen Schnupfen ein-

gefangen; die Gäste klagten über Schüttelfrost und Unwohlsein.

Da er kein Arzt war, verband er Prinz Ahmed mit Doktor Richard.

Diese war zwar eine Veterinär-Medizinerin, konnte aber Aspartin oder Pflaster verteilen, sollte dies notwendig sein.

Auch ein Mittel gegen Durchfall, eines gegen Erbrechen und gegen Kopfschmerzen befand sich in dem kleinen, für menschliche Wehwehchen vorgesehenen Schrank.

Als Holler den Prinzen nun mit Justine verband, begann diese zu begreifen, dass ihre erhöhte Temperatur *nicht* auf eine ausschweifende Nacht in einem zu kalten Zimmer zurückging.

Unwillkürlich sah sie den zitternden Giganti vor ihrem geistigen Auge ... und zum ersten Mal bekam sie Angst.

Angst, dass das, was die Urzeitaffen befallen hatte, auf sie übergesprungen war. Von ihr auf Peter und von Peter und ihr auf Ahmed.

Zeitlich schien das jedoch nicht zu passen.

Sie war dem Erbrochenen des Riesenaffen am Abend zuvor ausgesetzt gewesen. Dies lag über 18 Stunden zurück.

Ahmed und seine Freunde waren dem Erreger, so es sich um *den* einen Erreger handelte, beim Frühstück ausgesetzt gewesen – durch Peter und sie. Bei einer Infektion über die Luft war die Inkubationszeit sehr viel kürzer, war er durch den Handschlag übertragen worden, verkürzte sich die Zeit noch einmal. Und dann musste der Erreger von ihm auf seine Freunde übertragen worden sein, was die Zeit noch einmal verringerte.

Das ergab keinen Sinn!

Um 14:07 Uhr kehrte die Monorail zurück; sofort nahm Doktor Richard die Temperatur der Touristen. Keiner von ihnen hatte einen Wert unter 38.80, Prinz Ahmed sogar einen Wert von 39.11.

Sie tat, was sie bereits bei Peter und sich mit Erfolg getan hatte;

sie verteilte Aspartin und verordnete ihnen Bettruhe. Ginge es ihnen besser, würden sie einen Tag zusätzlich auf P-01 bleiben.

Da es sowohl ihr als auch Peter besser ging, verdrängte sie das unguete Gefühl. Sie beruhigte Holler, der sich nach dem Befinden der Gäste erkundigte, und sprach mit dem Küchenpersonal das Dinner für den Abend ab; es sollten leichte, vitaminreiche Gerichte sein, um die beginnende Erkältung so rasch wie möglich zu eliminieren.

Um 16:45 Uhr kehrte bei ihr und um 17:10 Uhr bei Peter das Fieber zurück. Wieder griff sie nach Aspartin, fand im Schrank aber auch Novalgin.

Sollte das Aspartin bei den Touristen ebenfalls nicht lange anhalten, würde sie es damit versuchen.

Um 18:17 Uhr betrat Holler die Krankenstation – er fühle sich unwohl. Seine Temperatur lag bei 38.14.

Ihm folgten, mit kaum 15 Minuten Abstand, die Mitarbeiter aus der Küche.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Justine Richard keinen Zweifel mehr, dass sie sich mit einem Erreger infiziert hatten, der zum einen hoch ansteckend war und zum anderen eine sehr kurze Inkubationszeit aufwies.

Auch zweifelte sie nicht daran, dass besagter Erreger von dem sterbenden Giganti auf sie und von ihr auf Peter übergegangen war.

Im menschlichen Körper musste er eine Mutation durchlaufen haben, welche die Inkubationszeit erheblich verkürzte.

Dies bedeutete, dass sie die Zentrale in Riad informieren musste. Sie brauchten Ärzte, Virologen und Antibiose!

Sie nutzte ihr Terminal, um mit Ludger van Beeren zu sprechen.

Dieser versprach, sie sofort mit seinen Vorgesetzten zu verbinden. Gleichzeitig würde er ein Team zusammenstellen.

Justine sprach um 19:04 Uhr mit George Franklin, dem Projektmanager von P-01. Dieser ließ sich einen genauen Bericht geben und versprach, sich bei ihr zu melden.

Prinz Ahmed suchte sie um 19:13 Uhr auf; das Medikament hatte seine Wirkung verloren. Sie verabreichte ihm Novalgin, ohne aber über ihren Verdacht den Erreger betreffend zu sprechen. *Es war besser, Ahmed und die anderen glaubten an eine Erkältung.*

Um 20:00 Uhr benötigte Holler Medikamente, um 20:12 Uhr meldeten die Systeme die Ankunft eines Gliders.

Dieser landete jedoch nicht, sondern warf lediglich Kisten mit Fracht ab.

In einer der Kisten befanden sich Medikamente, in der anderen medizinisches Gerät, darunter ein von der IFÖS entwickelter – oder eher ein *von Ebony Creek inspirierter* Mikro-Gensequenzierer samt Anleitung.

Ludger van Beeren kontaktierte sie um 20:15 Uhr und sagte, dass Franklin zu dem Schluss gekommen sei, kein Risiko eingehen zu dürfen. Mehr Personal in ein derart kontaminiertes Gebiet zu bringen sei unverantwortlich.

Etwas, dem Richard zustimmte.

Er versprach, ihnen jede Hilfe zukommen zu lassen, die man abwerfen konnte – und wünschte ihnen Glück.

Um 21:30 Uhr nahm Justine Richard bei Peter und sich Blut ab, um 21:40 Uhr begann sie, das Antibiotikum an Touristen und Personal zu verteilen. Um 21:55 Uhr nahm sie 40 Tropfen Novalgin und um 22:13 Uhr befahl Peter Andres solch starker Schüttelfrost, dass sein Bett zu beben begann.

Sechs Stunden später, es war nun 3:40 Uhr am 21. Dezember, wurde sie selbst von einem heftigen Schüttelfrost geplagt, der die Arbeit mit Blutproben kaum noch möglich machte.

Hussein bin Afrandi, ein persönlicher und sehr enger Freund

des Prinzen, durchlief vorerst eine sehr viel mildere Form der Infektion.

Nachdem er das Antibiotikum erhalten hatte, wollte er nur eines – Ruhe. Also ging er in seinen Raum, schenkte sich dort entgegen den religiösen Gesetzen seiner Heimat einen Drink ein – es handelte sich um feinsten Single Malt aus Schottland – und spülte mit ihm eine Halsion herunter.

Anschließend legte er sich nieder; wachte er auf, würde der Spuk vorbei sein und sie die Fahrt mit der Monorail nachholen. Schließlich war ihnen ein weiterer Tag geschenkt worden, nicht wahr?

Nur – sein Plan ging nicht auf!

Als er erwachte, fühlte er sich bedeutend schlechter als am Abend zuvor. Ihm war kalt, ganz egal, was er tat. Zudem verspürte er eine Übelkeit, die nichts mit Alkohol und Schlafmittel zu tun hatte.

Er verzichtete auf die Dusche, zog sich an und verließ das Zimmer, um bei seinem Freund zu klopfen.

Keine Antwort.

Afrandi glaubte, dass der Prinz bereits zum Frühstück gegangen sei; er ging hinab zur Halle, wandte sich nach links und betrat den leeren Speisesaal. Mehr noch – niemand hatte Kaffee oder das Büffet vorbereitet, die Zeitungen aus Riad ausgedruckt oder Tassen, Teller und Besteck auf die Tische gestellt.

Die Übelkeit wurde drückender.

Er eilte aus dem Speisesaal und folgte den Schildern zu den Laboren und Examineräumen der Tierärztin.

Er sah sie in einem Stuhl sitzen, vornübergebeugt, den Kopf auf die Tischplatte gelegt. Offenbar hatte sie die ganze Nacht gearbeitet und ...

Seine Gedanken stoppten, als er Doktor Richard am Arm berührte und diese zur Seite kippte. Sie fiel vom Stuhl und starrte

ihn aus leeren, toten Augen an.

Jetzt begriff Afrandi.

Er eilte zurück zum Zimmer seines Freundes, trat die Tür ein und fand den Prinzen in einer rot-grünen Lache auf dem Bett, der Körper seltsam verkrümmt, die Hände in den Arm seiner gleichfalls toten Lieblingsfrau gegraben.

Panik überkam ihn.

Er suchte den Piloten, er suchte *irgendjemandem* vom Personal, doch er fand lediglich leblose Körper. Es schien, als sei er der einzige Überlebende von ... was immer.

Schließlich fand er den Glider. Der Pilot ... Peter, ein typisch westlicher Schwätzer ... hatte dem Prinzen das Cockpit gezeigt und dabei auch auf einen roten Knopf hingewiesen – die *Notfall-Rückholung*.

Afrandi ließ sich in den Pilotensitz sinken. Der Notfall-Knopf, er war ... er war ... Und warum war es nur so verflucht kalt?

Und diese Übelkeit!

Ich sterbe! Ich muss nach Hause, ich muss in ein Krankenhaus! Ich kann doch nicht hier krepieren!

Er fand den Knopf und hämmerte mit der flachen Hand darauf.

Der Motor des Gliders erwachte zum Leben, die Türen schlossen sich und Sekunden später jagte Afrandi in den Zeitstrom.

In Riad hatte man versucht, die Anlage zu erreichen. Als sich weder Holler noch Doktor Richard meldeten, hatte man einen Life-Count aktiviert ... und festgestellt, dass nur noch eine einzige Person am Leben war. Was immer diese Leute befallen hatte, es musste verflucht boshaft sein.

Ludger van Beeren hatte seine Vorgesetzten informiert und diese beschlossen, eine spezielle Einheit zu entsenden. Eine Einheit, die auf den Umgang mit Erregern aller Art spezialisiert waren.

Anschließend hatte Ludger van Beeren versucht, mit der einzig noch lebenden Person zu sprechen – vergebens. Sie hatte nicht auf seine Bemühungen reagiert.

Noch während die IFÖS ihre *Infection and Disease Counter Unit* einberief, sah van Beeren, dass der Glider auf P-01 per Not-Rückruf gestartet worden war. Gleichzeitig war der Life-Count auf P-01 auf null gefallen.

Man musste kein Genie sein, um zwei Dinge sofort zu begreifen.

Erstens: Der einzige Überlebende eines Infektions-Ausbruchs versuchte, nach Hause zurückzukommen.

Zweitens: Er durfte Welt 0-0-1 niemals erreichen.

Also tat van Beeren etwas, das er nie zu tun müssen geglaubt hatte; er griff von seinem Computer aus in den Flug des Gliders ein. Seine Idee war, dessen Systeme zu übernehmen und noch im Weltenstrom die Türen zu öffnen.

Waren die Türen geschlossen, bildete die Außenhaut einen Schutz gegen den enorm hohen Druck im Weltenstrom. Der Glider bildete eine Einheit, die ohne Mühe den Kräften im schwarzen Nichts widerstanden.

Öffnete man aber die Türen, wurde der Glider binnen Sekunden auf die Größe einer Faust gepresst. Wer immer zu entkommen versuchte, würde den Tod nicht einmal spüren.

Ludger van Beeren konnte sich dank seiner Berechtigung in den Computer des fraglichen Gliders einklinken. Er sah die verschiedenen Bereiche des Systems, wählte die Türen aus und öffnete sie.

Eine Warnung wurde angezeigt. Sie sagte ihm, dass sich der Glider im Flug befand und ein Öffnen der Türen zu einem Systemversagen führen könne.

Genau das will ich ja, dachte van Beeren. Er bestätigte den Knopf und die Türen öffneten sich; sowohl jene zum Cockpit

als auch jene im Passagierraum.

Er rechnete mit einem Abbruch der Verbindung binnen weniger Sekunden, aber eben dies geschah nicht.

Hätte van Beeren geprüft, wo sich der Glider befand, er hätte ohne Zweifel eine andere Strategie gewählt. Denn dann wäre ihm aufgefallen, dass dieser bereits den Zeit- und Weltenstrom verlassen hatte.

So aber blickte er auf die stabile Verbindung und verstand nicht.

Es dauerte Sekunden, bis er zu begreifen begann und eine Innenansicht des Gliders aktivierte.

Der Passagierbereich war leer.

Im Cockpit jedoch saß ein Mann. Er hatte die Besinnung verloren, denn dem Druckabfall verbunden mit eisigen Temperaturen hatte er nichts entgegensetzen gehabt.

Er saß da und regte sich nicht, während die Luke neben ihm offenstand.

Das darf doch nicht wahr sein.

Ludger van Beeren ließ sich eine Karte anzeigen. Er sah, dass der Glider – warum auch immer, vielleicht durch seine Übernahme oder das Öffnen der Luken – nicht auf Kurs war, sondern über die Karibik jagte.

Dann entdeckte er eine kleine Insel. Er wusste, dass ihm nur eine Chance blieb.

Er befahl dem Computer des Gliders, die Insel anzusteuern und dort zu landen. Anschließend wartete er – und deaktivierte im richtigen Moment den Antrieb.

Und nun beging van Beeren den zweiten, großen Fehler – er schaltete allein auf die Front-Cam, statt die Inboard-Cam im Blick zu behalten.

So sah er nicht, dass der leblose Körper seitlich vom Sitz kippte, als der Glider unkontrolliert zu trudeln begann.

Er sah nicht, dass Afrandi stürzte und stürzte, zwischen hohen Bäumen niederging, sich verding, dann wieder stürzte und schließlich aufschlug, wobei nicht nur seine Knochen brachen, sondern auch sein Kopf aufriss und Blut hervorlief.

All das sah Ludger van Beeren nicht.

Er wusste auch nicht, dass die Insel nicht so verlassen war, wie sie auf den ersten Blick schien. Ein Blick auf die Sensoren des Gliders hätte ihm dies gezeigt.

Aber van Beeren beachtete weder die Inboard-Cam noch die Sensoren des Gliders. Er beobachtete den Absturz des Gliders, sah ihn aufschlagen – und endlich brach die Verbindung ab.

Die Detonation, so dachte van Beeren, musste so gewaltig gewesen sein, dass jeder Ausbruch der Erkrankung verhindert worden war.

Tatsächlich aber beugte sich, als er seinen Bericht zu verfassen begann, ein neugieriges Äffchen über den nun toten Afrandi, betastete ihn, schubste ihn – und leckte sich die Pfoten sauber, nachdem es mit dem Blut des Toten in Berührung gekommen war.

Kapitel 2

Eleven Madison Park

New York City, 25.12.2013

Das *Eleven Madison Park* war eines der besten Restaurants der Welt – und in der Regel auf Monate ausgebucht. Wollte man dort an Weihnachten dinieren, musste man sehr lange im Voraus einen Besuch planen – vor allem, wenn man nicht im eigentlichen Restaurant sitzen, sondern einen der Nebenräume buchen wollte.

Jaqueline hatte wenige Tage zuvor die Welt in Trümmer gehen sehen und beschlossen, sich und ihre Freunde ein wenig zu belohnen.

Ein kurzer Ausflug ins Jahr 2012 und dort angekommen ein Anruf im Eleven Madison Park hatten genügt, um besagten Raum zu buchen.

»Was werden wir essen?«, fragte Jaquelines Mutter, nachdem sie sich an dem Interieur sattgesehen hatte.

Sie trug Kleidung, so teuer wie nie zuvor in ihrem Leben. Wer im Eleven Madison Park aß, der musste sich ganz dem Flair und dem gediegenen Luxus dort anpassen.

Also hatte Jaqueline ihre Eltern nach Rom fliegen lassen, damit sie dort mit Luigi Cassetti sprachen, einem freien Berater für Mode, passend zu jedem Anlass. Er hatte Jaqueline schon etliche Male beraten; einst als Schatzjägerin, die einen Kunden beeindrucken musste, nun als Duchess. Inzwischen nutzte sie die Gelegenheit, ihm hin und wieder neue, aufstrebende Designer vorzustellen, die ihr zuvor verschiedene Modelle hatten zukommen lassen.

Cassetti, dem es nicht auf das Label ankam, sondern auf den Anlass und die jeweilige Person, hatte allein bei dem Gedanken an das Eleven Madison Park begeistert in die Hände geklatscht und beide so gekonnt ausgestattet, dass sie perfekt ins Bild passten.

Begleitet worden waren sie von Jaquelines Adoptiv-Tochter Cassandra-Linn Berger sowie von Janice und Michelle, denn auch sie brauchten *etwas wirklich Schickes*, wie sich Jaqueline ausgedrückt hatte.

Nun saßen sie alle zusammen in dem kleinen Nebenraum. Da auch Clarissa Edgecomb und ihre Partnerin zugegen waren, hatte Jaqueline alle miteinander bekannt gemacht, bevor das Dinner begann. Die Tische waren natürlich zusammengesch-

ben worden, und dies so, dass sie sich bestmöglich unterhalten konnten. Zwei Kellner – einer für die Speisen, einer für die Getränke – kümmerten sich exklusiv um sie.

Es war einer der seltenen Abende, der sowohl der Duchess of Stocaigh als auch der Nummer Drei der Forbes-Liste gerecht wurde, wie Patricia beiläufig angemerkt hatte.

»Es gibt ein Menü; mehrere Gänge, dazu die passenden Getränke«, erklärte Jaqueline. Sie hatte als Aperitifs Bellinis geordert und es ihren Gästen freigestellt, ob sie die alkoholische oder alkoholfreie Variante bevorzugten.

Da ein Bellini lediglich aus Sekt, püriertem weißem Pfirsich und etwas Zuckersirup bestand, stellte dies kein Problem dar.

Auch bei den Weinen hatte Jaqueline zuvor alkoholfreie Varianten auf Lager legen lassen; sie waren bei Weitem nicht so gut wie die regulären Weine und manch einem Sommelière richteten sich hierbei die Haare auf, doch wollte man aus beruflichen Gründen auf Alkohol verzichten, war diese Variante durchaus eine Alternative.

»Also ... keine Karte?«, versicherte sich Anneliese Berger.

»Nein, keine Karte«, bestätigte Jaqueline schmunzelnd. »Der Koch ist für seine Kreationen und seine ungewöhnlichen Ideen bekannt. Ich denke, wir werden alle auf unsere Kosten kommen!«

Jaqueline hob ihr Glas und prostete den anderen zu. »Auf euch! Die beste Familie und die besten Freunde, die man haben kann! Ich bin sehr froh, diesen Weihnachtstag mit euch verbringen zu dürfen, denn ohne jeden Einzelnen hier wäre mir vieles nicht möglich gewesen ... oder ich würde schlicht nicht mehr leben!«

Sie tranken.

Wie gerne hätte Jaqueline in diesem Moment Joyce an ihrer Seite gehabt.

Oder Tammy.

Oder jene junge Frau, die sie auf dem Weihnachtsmarkt getroffen hatte. Doch nach dem von ihr und den Timetravellern vereitelten Weltuntergang hatte auch sie sich zurückgezogen; all das war ihr *zu* abenteuerlich gewesen.

So kam es, dass *niemand* Jaquelines Herz berührte und sie alleine in ihrem großen Bett schlafen musste.

Der Som trat an den Tisch, kaum dass sie ihre Bellinis geleert hatten. Der erste Gang bestand aus einer Lachscreme-Suppe mit Pfifferlingen auf Kaviar-Toast – ein hierzu passender Wein wurde eingeschenkt. Jaqueline kostete und der Som füllte die Gläser der restlichen Gäste mit Ausnahme jenes von Cassandra-Linn, die eine alkoholfreie Variante erhielt.

Der Abend, er nahm seinen Lauf ...

*

»Das war ohne Zweifel das delikateste Weihnachtsessen meines Lebens!«, seufzte Anneliese Berger, als sie das Restaurant im Herzen von New York verließen. »Und wahrscheinlich das teuerste, oder?«

»Möglich!«, bestätigte Jaqueline. Sie hatte für dieses Dinner weit über 10.000 Dollar ausgegeben. Aber sie fand, dass es jeden einzelnen Cent wert gewesen war. Die Speisen, die Weine und auch die restlichen Getränke – all das war von erlesener Qualität gewesen. Das Eleven Madison Park, es gehörte ohne Zweifel zurecht zu den besten Restaurants der Welt.

Schnee war gefallen, während sie das Dinner genossen. Es war spät geworden, eine angenehme Schwere hielt sie umfängen.

Geplant war, noch in der Nacht nach Hause zu fliegen und zeitlich so in Blackwall House anzukommen, dass sie ohne Zeit-

verschiebung zu Bett gehen konnten.

Da sie bereits die Hinreise exakt getimt hatten, sollte dies kein Problem darstellen.

Nun aber widerstrebte es Jaqueline, nach Hause zu fliegen. Sie waren in New York, am nächsten Tag würden die Geschäfte öffnen und der Trubel beginnen.

Sie war schon lange nicht mehr hier gewesen; nicht mehr, seit Erin starb und sie ihre Zelte in den USA abgebrochen hatte. Und nun, da sie vor dem Restaurant stand, hatte sie keine Lust, bereits abzureisen.

»Hat noch jemand abgesehen von mir Lust, die Nacht in New York zu verbringen und morgen ein wenig zu bummeln?«

»Hier!«, rief Cassandra-Linn sofort. »Es gibt da ... uhm ... etwas, das ich mir gerne ansehen würde!«

»Ich auch!«, rief Jaqueline-Elisabeth, die Tochter von Patricia und deren Lebensgefährtin Jaina. »Ich war noch nie hier!«

»Ich glaube, ich bleibe auch in New York«, scherzte Clarissa, die hier lebte.

»Und ihr?«, fragte Jaqueline ihre Eltern.

»Wir tun, was du sagst!«, erwiderte ihr Vater gutmütig. »Solange wir dir nicht zur Last fallen ...«

»Niemals!« Jaqueline blinzelte ihnen zu, dann griff sie nach ihrem Smartphone. »Mal sehen, wo wir unterkommen! Früher hatte ich eine Wohnung hier, aber das liegt schon eine Weile zurück.«

Sie nutzte eine Buchungs-App, während sie durchzählte. »Ich dachte daran, dass wir drei, vier Tage bleiben und dann den Glider nutzen, um wie geplant am 25. Dezember zurückzukehren. Dann können wir die Stadt ausgiebig erkunden. Einverstanden?«

»Eine gute Idee!«, rief ihre Mutter. »Aber ... wir haben keine Wechselwäsche dabei!«

»Das sollte kein Problem sein! Die guten Hotels sind auf solche Situationen vorbereitet.«

»Leihwäsche?«, fragte ihre Mutter erstaunt, was sie alle zum Lachen brachte.

»Boutiquen!«, erklärte Patricia. »Ich kam mal hier an, ohne Gepäck und verletzt! Buchte mich im The Royal Residence ein und sie umsorgten mich für 800 Dollar die Nacht!«

»800 die Nacht?«, rief Jaquelines Mutter. »Du denkst aber nicht daran, solch ein teures Hotel ...«

Jaqueline unterbrach sie. »Denkst du, die Duchess of Stocaigh steigt mit ihrer Familie und Freunden im Drei-Sterne-Mittelklassehotel ab?« Sie schüttelte amüsiert den Kopf. »The Royal Residence, eh?«

Sie suchte das Hotel und stellte fest, dass es über genügend freie Suiten verfügte. »Ich buche bis 30.12, dann gibt es ein hübsches Paket mit Wellness, Dinner am Abend und einigen anderen Goodies!«

»Ah, das wird wunderbar!« Janice Becker rieb sich die Hände. »Ich dachte eben noch an die Geschenke, die unter dem Baum liegen. Aber jetzt können sie ein paar Tage warten. Dafür, dass wir in New York sind ...«

Jaqueline nickte, denn sie wartete auf die Bestätigung.

»Und wo schlafen wir nun?«, fragte ihr Vater.

Jay-Be streckte die Hand aus. »Seht ihr dieses alte Gebäude mit der Krone und der roten Schrift? *Das* ist es!«

»Du meine Güte!«, wisperte ihre Mutter. »800 die Nacht?«

»Es ist ein Paketpreis – Frühstück und Dinner am Abend, freie Nutzung des großen Spa-Bereichs, eine einstündige Massage und ein paar Kleinigkeiten wie freie Getränke, Snacks am Nachmittag und solche Dinge!«

Sie machten sich auf den Weg. Das The Royal Residence lag kaum zehn Minuten von ihnen entfernt und der Fußmarsch tat

nach dem langen und köstlichen Dinner gut.

Als sie die große Lobby betraten, hielt Anneliese Berger unwillkürlich die Luft an.

Der gediegene, an das viktorianische Zeitalter erinnernde Luxus, die hohen Sessel und kleinen Tische, die Kronleuchter sowie der großzügig bemessene Platz vermittelten den Eindruck, in einem Schloss zu Gast zu sein.

»Das erinnert mich an Briston Castle«, wisperte Patricia. »Der Salon dort sieht dieser Lobby sehr ähnlich!«

»The Royal Residence wurde von einem schottischen Lord gegründet, der nach einem Skandal seine Heimat verlassen musste. Wahrscheinlich kannte er Briston Castle«, vermutete Jay-Be, während sie zur Theke ging, das Smartphone in der Hand.

Eine junge Frau mit langem, schwarzem Haar und solariengebräunter Haut, bekleidet mit der Uniform des Hotels, gepflegten Händen und einer kleinen, goldenen Kette um den Hals blickte ihr entgegen.

»Guten Abend!«, grüßte Jaqueline. »Ich habe vor wenigen Minuten über eine App gebucht!«

»Sie sind ... Lady Jaqueline Berger?«, hakte die Empfangsdame nach.

»So ist es. Welche Dokumente benötigen Sie?«

»Ihre American Express sowie ein Ausweisdokument von jedem, der hier einchecken möchte.«

Jaqueline reichte ihr die Karte, während es Diana übernahm, die Ausweise einzusammeln.

»Wunderbar, Lady Berger«, sagte die Empfangsdame freundlich, nachdem die Abbuchung bestätigt worden war. »Sie haben für alle das Dezember-Paket gewählt. Können wir noch etwas für Sie oder Ihre Begleiter tun?«

»Es war eine spontane Idee, ein paar Nächte in New York zu bleiben. Wir haben weder Wechselwäsche noch Hygieneartikel

dabei!«, gab Jaqueline zu.

»Das ist kein Problem!« Die Empfangsdame zählte die Kinder und Erwachsenen, dann winkte sie den Pagen herbei. Dieser hatte sich bisher im Hintergrund gehalten, da es kein Gepäck zu versorgen galt. »Bitte statte die Zimmer mit unseren Hygiene-Beuteln aus!«

Der junge Mann, ein Student, wie Jaqueline vermutete, nickte und wartete darauf, jedem sein Zimmer zeigen zu dürfen.

»Auf dem Zimmer finden Sie einen Anforderungsschein mit Kleidung, die Sie benötigen. Füllen Sie diese aus und melden Sie sich, wenn Sie fertig sind. Tom ...«, sie deutete auf den Pagen, »... holt sie ab und morgen ab acht Uhr liegt das Bestellte vor Ihren Zimmern!«

»Wunderbar!« Jaqueline unterzeichnete, bevor auch die anderen unterzeichnen mussten. Die Daten würden gespeichert und bei einem Anschlag vermutlich durch Homeland Security kontrolliert.

Als sie fertig waren und ihre Code-Karten für die Zimmer in Händen hielten, reichte Jaqueline der jungen Frau die Hand und übergab ihr so eine 50-Dollar-Note, die diese gekonnt und ohne nachzusehen in der Tasche ihrer Uniform verschwinden ließ.

Mit dem Aufzug fuhren sie in die 15. und zweithöchste Etage – wobei es in Wahrheit die 14. war, da die Zählung sofort von 12 auf 14 sprang – und stiegen dort aus. Jaqueline gab dem Pagen zu verstehen, dass sie zuletzt ihr Zimmer sehen wolle – erst die anderen.

Anneliese Berger ließ einen Ruf der Begeisterung hören, als sie die Suite betrat, die sie und ihr Mann bewohnen würden.

Neben einem Schlafzimmer gab es auch einen Wohnbereich mit TV, Bar und bequemen Polstermöbeln. Das Bad besaß vergoldete Armaturen, eine große Wanne und weitere Annehm-

lichkeiten, die man sonst in nur wenigen Hotels fand.

Nach und nach verteilten sich Jaquelines Freunde auf die verschiedenen Räume. Ja'El und CaLi teilten sich eine Suite; sie waren beide alt genug und Cassandra-Linn hatte versprochen, ein Auge auf die jüngere Jaqueline-Elisabeth zu werfen.

Zum Schluss betrat Jaqueline ihre Suite. Es war die größte des Hauses und das Bad verfügte über einen eigenen, kleinen Whirlpool. *Wäre ich nicht allein*, so dachte sie, *wäre das Ding großartig. Aber so ... Nun ja, nutzen werde ich ihn doch!*

Sie reichte dem Pagen 50 Dollar, dann eilte dieser davon, um die Hygiene-Artikel zu holen. Nachdem sie alle ihre Zettel mit der Bestellung ausgefüllt hatten – Jaqueline musste ihre Mutter davon überzeugen, *nicht* auf die Preise zu achten und wirklich genug zu ordern – trafen sie sich zu einem Drink an der Bar.

»Das ist das sonderbarste Weihnachten, das ich bisher gefeiert habe!«, sagte Janice, während sie an ihrem White Russian nippte. »Schade nur, dass meine Eltern so ...«

Sie schwieg, doch ihr Gesichtsausdruck zeigte deutlich, was sie dachte.

Jaqueline, welche die Wogen hatte *endlich* glätten wollen, hatte ihre Tante und ihren Onkel eingeladen, um mit ihnen Weihnachten zu feiern. Sie wären an jenem Abend in den Genuss eines unvergesslichen Kurzurlaubs gekommen.

Doch ihre Tante hatte abgelehnt. Sie habe kein Interesse, sich mit ihr oder ihrem Bruder oder mit ihrer *verbrecherischen Nichte* auszusöhnen. Und was Janice anbelangte, so habe diese mehr als deutlich bewiesen, wem sie den Vorzug gäbe; eben jener *Cousine*, die »mit mafiösen Methoden zu Reichtum gelangt sei« und nun versuchen würde, Janice auf die schiefe Bahn zu ziehen. Ihre Tochter habe sich *so* von ihr entfremdet ...

»Wir haben es versucht«, sagte Jaqueline nur, ehe sie das Glas hob. »Auf uns und auf uns in New York City!«

Kapitel 3

Schlechte Nachrichten

New York City, 26.12.2013

»Der Apple-Store!« Cassandra-Linns Augen leuchteten, als sie ihn entdeckte. »Dorthin wollte ich!«

»Dorthin?«, wunderte sich Patricia. »Als du sagtest, du würdest gerne *etwas sehen*, dachte ich an das Empire State Building, den Bronx Zoo oder das Naturkundemuseum. An den Apple-Store dachte ich dabei nicht!«

Cassandra-Linns Wangen färbten sich rot. »Können wir trotzdem hineingehen?«

»Natürlich!« Jaqueline lachte und legte eine Hand um CaLis Schultern.

Sie waren zu dritt unterwegs; ihre Eltern wollten den Tag im Hotel verbringen, Wellness genießen und sich ein wenig entspannen. Die anderen hingegen hatten sich Janice und Michelle angeschlossen, die auf eine kulturelle Tour gehen wollten.

Sie betraten den Store, und sofort begann Cassandra-Linn, die neuesten Geräte zu inspizieren.

Sie besaß ein iPhone und auch ein iPad, ebenso einen iMac. Dieser jedoch war ein älteres Modell, auf dem die neuesten Spiele nicht mehr ordentlich liefen.

Was ihr fehlte, war ein MacBook.

Es dauerte nicht lange, bis ein Berater fragte, ob er ihnen helfen könne. Er hatte diese Frage Jaqueline gestellt, doch diese verwies ihn an CaLi.

Sie nannte ihm ihre Wünsche, und kurz darauf standen beide vor einem Gerät mit 15 Zoll-Monitor und genug Power, um auch die neuesten Spiele zu spielen.

»Was genau hast du ihr zu Weihnachten geschenkt?«, fragte

Patricia leise. Noch waren die Geschenke nicht ausgepackt; lediglich ein kleines Vorab-Geschenk hatte es für jeden gegeben. Cassandra-Linn hatte einen eleganten Rucksack für die Schule von Samsonite in ihrem Paket vorgefunden.

Da dieser als *Laptop-Rucksack* gelabelt war, hatte Jaqueline bereits vermutet, dass sich ihre Tochter früher oder später ein Notebook wünschen würde.

Früher, wie es schien.

»Ihre erste Rolex«, wisperte Jaqueline.

Patricia starrte ihre langjährige Freundin an. »Du machst Scherze!«

»Nein! Keine sehr teure, eine Oyster mit Edelstahl-Armband und Weißgold sowie roséfarbenem Zifferblatt. Ich weiß, dass es sie überraschen und freuen wird!«

»Du bist völlig verrückt!«, erwiderte Patricia. »Das meine ich ernst!«

»Ich weiß!« Jaqueline wandte sich um und besah sich die Werbung für Spiele, die auf Mac liefen. »Schau, Tomb Raider!«

»Ich habe die Spiegel *geliebt!*«, stellte Patricia kategorisch fest. »Und du?«

»Ich kam erst spät damit in Berührung. Vielleicht sollte ich mir die neue Ausgabe anschauen! Ich bin sicher, Cassandra-Linn wird das Game spielen wollen!«

CaLi und der Berater waren sich derweil einig, dass nur das beste und modernste Gerät ihren Anforderungen entsprechen würde.

»Wir können gehen!«, sagte Cassandra-Linn, nachdem sie dem Gerät einen letzten, sehnsüchtigen Blick geschenkt hatte. »Ich weiß nun, was ich mir wünsche!«

Patricia hob eine Braue. Sie war beeindruckt, dass das Mädchen nicht fragte, ob Jaqueline nicht rein zufällig Lust habe, das Notebook zu erwerben.

»Was kostet es denn?«, erkundigte sich Jay-Be beiläufig, während sie durch den Laden gingen.

»Etwa 2.800 Dollar in der Ausstattung, die ich möchte.«

»In dem Preis ist alles inbegriffen, was du brauchen kannst?«

»Nein, die Basis! Kein Zubehör ... sonst wird es deutlich teurer!« Sie seufzte. »Vielleicht nächstes Jahr – ein Geschenk für alle Anlässe!«

Jaqueline legte ihrer Adoptivtochter eine Hand auf die Schulter, dann winkte sie den Berater herbei. »Cassandra-Linn wird Ihnen sagen, was sie möchte! Das Notebook, Zubehör ... Spiele ... Sie packen das alles zusammen und senden es an das ›The Royal Residence‹, Lieferung für Lady Jaqueline Berger, die Duchess of Stocaigh!«

»Jacky, das musst du doch nicht tun!«, rief Cassandra-Linn. »So viel Geld ...«

»Wer weiß, was morgen ist! Vielleicht ruft mich die Göttin in eine Schlacht, aus der ich nicht zurückkehre. Also erfülle ich deine Wünsche, solange ich kann, und hoffe, dass du dich daran erinnerst, wenn *du* die Duchess of Stocaigh bist!«

»Ich würde jedes Geschenk eintauschen, wenn ich wüsste, dass diese Gefahr nicht besteht!«, sagte CaLi leise. »Aber ich weiß, dass du eine Heroin bist und kämpfst, wann immer dich die Göttin zur Schlacht ruft!«

»So ist es! Also – such aus, was immer du möchtest! Eines Tages trittst du mein Erbe an und dann bist du es, die andere glücklich macht!«

»Danke Jacky!« CaLi umarmte Jaqueline, dann wandte sie sich an den Berater. »Wollen wir?«

»Ich dachte, du hättest einfach einen Hang, Geld auszugeben. Aber nun verstehe ich dich!«, sagte Patricia, während sich Cassandra-Linn bediente. »Ich bewundere dich!«

»Doch nicht dafür!«, scherzte Jaqueline.

»Doch, genau dafür!« Patricias verschränkte die Arme. »Für die Stärke, mit der du von der Möglichkeit deines Todes sprichst! Und dafür, dass du alles dafür tust, jeden in deiner Umgebung glücklich zu machen!«

»Warte ab, bis du dein Geschenk öffnest!«, sagte Jaqueline lachend.

»Oh nein!«, rief Patricia. »Du schenkst uns bereits Personal! Bitte, keine teuren Geschenke zusätzlich!«

»Zu spät!« Jaqueline schenkte Patricia ein Petzauge. »Viel zu spät!«

*

Das Abendessen bestand aus einem Büffet, welches sich über etliche Meter erstreckte und ausgiebiger kaum hätte sein können. Ob Vorspeisen, Hauptgerichte oder Dessert, ob Warmes oder Kaltes – was immer das Herz begehrte, es war vorhanden.

Jaqueline hatte sich gerade eine Vorspeise geholt – es gab gefüllte Eier mit Kaviar, dazu hatte sie gesalzene Butter und etwas Toast auf ihren Teller gelegt – als ihr iX einen Skype-Call meldete.

Sie setzte ihre iX-Glasses auf und aktivierte die neue, von Roger Müller entwickelte *VR-Zone*, eine Erweiterung der dargestellten Informationen in den *Virtuellen Raum*. Dieser überlagerte die Realität, sodass mehr Daten angezeigt werden konnten.

Oder auch das Livebild eines Skype-Calls, wie sie nun feststellte, als sie das jugendliche Gesicht von Raffaella Di Marco im VR-Room erscheinen sah.

»Ciao Bella!«, rief Jaqueline. Sie war stets erfreut, mit einem Familienmitglied der Di Marcos zu sprechen.

Seit vielen Jahren war sie sowohl mit dem Familienoberhaupt – einem *Capo* – als auch mit dessen Töchtern befreundet.

Während Antonia als designierte Nachfolgerin ihres Vaters galt und bereits große Teile der *Org* übernommen hatte, trug Raffaella die Verantwortung für ein nahezu legales Projekt der Familie in der Karibik.

Eine Insel, ausgebaut zu einem Paradies für reiche und sehr reiche Gäste. Pools, Golf und Tennis sowie verschiedene Spa-Einrichtungen waren selbstverständlich. Ebenso die Shows, die Liegen und all der andere Kram, den man in jedem guten Resort finden konnte.

Daneben bot *Die Insel*, wie sie kurz genannt wurde - in den Karten war sie aufgrund einer rot leuchtenden Algenart als *Ruby Island* verzeichnet - Vergnügen jenseits der Legalität. Frauen und Männer, die den Gästen *jeden* Wunsch erfüllten, dazu feines, weißes Pulver ... Es war ein Paradies für jene, die es sich leisten konnten und eingeweiht waren. Die Insel besaß keine Webseite, sie konnte nicht im Reisebüro gebucht werden und Prospekte verschickte Raffaella auch keine. Die Gäste erfuhren über Mundpropaganda von der Insel - mehr nicht. Ob es dabei blieb, war jedoch fraglich. Die Insel warf kaum Gewinn ab und es war fraglich, ob sie künftig einen Platz im Gefüge der *Org* haben würde.

Jaqueline wusste das. Sie konnte jederzeit einchecken; eine *Tomb Raider-Suite* stand alleine ihr zur Verfügung; ein kleines Dankeschön, weil sie Raffaella einige Jahre zuvor aus einer engen Ecke geholt und gleichzeitig die Familie geschützt hatte. Bei einem dieser Urlaube hatte ihr Raffaella ihr Herz ausgeschüttet.

Was als Geschäftsbeziehung zwischen ihr und Di Marco begonnen hatte, war zu einer innigen Freundschaft geworden. Auch, weil Jaqueline keine Vorurteile bezüglich des Gewerbes der Familie hatte *und* darauf achtete, keinem Familienmitglied vor den Kopf zu stoßen.

»Ciao Jacky! Ich hoffe, ich störe nicht! Ist ... das ein Büffet im

Hintergrund?«

»Aye! Wir befinden uns in einem schicken Hotel in New York. Ein paar Tage relaxen, bevor wir Weihnachten feiern!«

»Ähm ... Weihnachten ist vorbei!«, sagte Raffaella. »Sorry für die schlechte Nachricht, aber ihr seid ...« Sie hielt inne und schenkte Jaqueline einen schmutzigen Blick. »Ein Glider?«

Jaqueline grinste nur.

Die engen und engsten Freunde von Jaqueline wussten von Adelaide; auch, weil Jaqueline hin und wieder den Glider nutzte, um ihnen zu helfen.

Nie in wirklich großen, tief greifenden Themen. Kleinere Nachlässigkeiten oder falsche Entscheidungen, die Jahre später ungute Auswirkungen zeitigten; stets mit der Time-Management-Unit in Adelaide abgesprochen, stets durch Simulationen abgedeckt.

Auf diese Weise hatte sie zum Beispiel Di Marco geholfen, 1996 die richtige Entscheidung zu treffen – eine kleine Sache, die ihn jedoch davon abhielt, eine später oft bereute Dummheit zu begehen.

»Was müsste ich eigentlich tun, um in einem Glider zu fliegen?«, fragte Raffaella. »Ich würde so gerne Rom erleben. Ich meine – das alte, das mächtige Rom, Sitz eines Empires!«

»Als Römerin? Oder als Sklavin?«, fragte Jaqueline grinsend.

»Als Patrizierin. Eine reiche Dame im alten Rom, mit ein, zwei Sklaven, einem Haus in einem schicken Stadtteil mit Thermen ...«

»Du möchtest also Rom nicht nur sehen, sondern erleben!«, stellte Jaqueline fest. »Ein halbes Jahr, ein Jahr?«

»Ein ... Jahr. Das wäre großartig! Stell dir vor, ich könnte zum Theater gehen und Wagenrennen sehen!«

»Oder zusehen, wie wilde Tiere ein paar Christen massakrieren!«, schlug Jaqueline vor.

»Ja!«, rief Raffaella und ihre Augen funkelten. Dann aber wurde sie ernst. »Ich werde ohnehin bald sehr viel Zeit haben – meine Schwester sucht nach einem Käufer für die Insel!«

»Das tut mir leid!«, sagte Jaqueline. »Hast du deswegen angerufen?« Sie wusste, wie sehr Raffaella die Insel liebte. Sie war *ihr* kleines Juwel. Leider hatte ihr die Org zu starke Restriktionen auferlegt, sodass sie sich nie hatte frei entfalten können.

»Nein, nicht deswegen! Es geht um ... Affen!«

»Um Affen?«, versicherte sich Jaqueline. »Wie meinst du das?«

»Seit ein paar Tagen benehmen sich einige der Affen seltsam. Sie kommen näher heran, einer ließ sich streicheln. Gleichzeitig sah ich zwei Affen, die irgendwie ... krank ... wirkten. Unsere Insel ist Privatbesitz und kein Land fühlt sich zuständig. Das ist einerseits gut, andererseits weiß ich nicht, wen ich anrufen könnte.«

Sie seufzte. »Papa sagt: Hast du Sorgen und keinen Ansprechpartner, dann rufe Jaqueline an; sie weiß Rat!«

»Recht hat er!«, erwiderte Jaqueline schmunzelnd. »Ich telefoniere mit Adelaide. Wir haben zwei Tierärzte im Team! Reguläre Anreise reicht? Oder soll es Nullzeit sein?«

»Reguläre Anreise genügt!«

»Fein! Ich denke, spätestens morgen kümmert sich jemand um dein Affenproblem!« Damit beendete Jaqueline den Anruf, wählte jedoch sofort die Nummer des Cross of Tomorrow. Dort ließ sie sich mit Doktor Alice Hogan verbinden; eine der Veterinärmedizinerinnen der Anlage. Sie war zudem eine ausgebildete Weltenreisende, denn sie galt als *die* Expertin für die Fauna auf fremden Welten.

Nachdem Doktor Hogan zugestimmt hatte, sich die Sache gleich am nächsten Tag anzusehen, telefonierte Jaqueline mit Antonia.

Sie erfuhr, dass die Insel 1.500.000 Dollar kosten solle; man wolle noch das Jahr beenden, dann aber den Stecker ziehen.

Jaqueline bat Antonia, die Papiere fertigzumachen und nach Schottland zu schicken, Diana Forrester würde den Kauf abwickeln.

Und nein, so versicherte sie Antonia auf deren Nachfrage, Raffaella habe nicht bei ihr gebettelt. Sie habe zwar angerufen und den Verkauf nebenbei erwähnt, aber es wäre um Affen gegangen. Ja, um echte, lebende Affen – nicht um eine Schwester, die sich wegen der Insel affig verhalten würde. Und ja, Jaqueline würde Raffaella gerne als Geschäftsführerin einsetzen, wenn dies für sie – Antonia – und ihren Vater okay sei.

Es war okay.

Nach diesem Telefonat sandte Jaqueline ihrer Untergebenen in spe eine Nachricht.

Um die Affen kümmert sich Doktor Hogan; sie trifft morgen ein. Die Insel habe ich erworben; ab Januar gehört sie mir. Die Stelle der Geschäftsführerin ist frei – Antonia und dein Dad haben nichts dagegen, wenn du weiterhin bleibst!

Jaqueline wusste, dass sich Raffaella nie wirklich mit den kriminellen Geschäften der Familie hatte anfreunden können. Anders als Antonia, die in ihrer Rolle aufging, war Raffaella froh gewesen, die Insel *fast* legal führen zu dürfen.

Jaqueline füllte endlich ihren Teller und kehrte an ihren Platz zurück. Sie glaubte, dass die Probleme auf *der Insel* bald gelöst seien.

Sie hatte keine Ahnung, wie falsch sie mit dieser Annahme lag.

Kapitel 4

Doktor Alice Hogan

Ruby Island, 27.12.2013

Doktor Alice Hogan aus Wellington in Neuseeland hatte Tierärztin werden wollen, seit sie ihre Katze *Growly* hatte leiden und schließlich sterben sehen – damals war sie neun Jahre alt gewesen.

Anders als andere Kinder hatte sich ihr Berufswunsch nie geändert. In der Schule war sie eine Streberin gewesen, die Ferien verbrachte sie stets bei ihrer Tante auf der Farm im Hinterland, um so viel Erfahrung im Umgang mit Tieren zu sammeln wie eben möglich.

Mit sechzehn hatte sie bei dem dort ansässigen und die Farm betreuenden Tierarzt das erste Praktikum absolviert, anschließend wieder und wieder. Am Ende hatte er ihr eine Empfehlung für die Universität ausgestellt, sie war angenommen worden und hatte – strebsam wie eh und je – das Studium mit Bravour bestanden.

Nach dem Studium hatte sie in einer großen Klinik gearbeitet. Ihr Ziel war es gewesen, sich eines Tages mit einer kleinen Klinik selbstständig zu machen, aber dafür brauchte sie Geld.

Viel Geld.

Es war völlig anders gekommen.

In einer Phase, in der ihr der Klinik-Betrieb zu stressig wurde und sie sich anderweitig orientieren wollte, hatte eine Freundin aus Wellington angerufen. Sie würde für einen Filmmacher arbeiten, der hier in Neuseeland einen Roman verfilmen wolle. In besagtem Film kämen etliche Tiere vor und sie bräuchten daher einen Tierarzt, der besagte Tiere betreuen würde, sollte dies notwendig sein. Sie – Alice – habe nicht zufällig Lust, diesen Job

zu übernehmen? Über das Honorar würde sie nicht zu klagen haben!

Alice *hatte* Lust, kündigte ihren Job und fuhr eines Tages zu besagter Produktionsstätte. Erst dort erfuhr sie, dass besagter Film nicht nur Tiere, sondern auch Hobbits, Elfen und Orks beinhalten würde – herzlich willkommen am Set von *Der Herr der Ringe ...*

Die Dreharbeiten dauerten 266 Tage und sie verließ das Set mit einem Bündel wilder Erinnerungen, Andenken und dem Wissen, dass sie für weitere Produktionen gebucht würde; sie hatte nicht nur Kompetenz bewiesen, sondern auch Freundschaften geschlossen. Sie hatte sogar – eher als Gag denn als Einstieg in eine neue Karriere – eine Elbin gespielt, als eine Komparsin gebraucht wurde.

Sie hätte ohne Zweifel in diesem Business Fuß fassen können, doch wieder war es ein Telefonanruf, der ihrer Karriere zum zweiten Mal eine Wendung verlieh. Diesmal war es eine Frau, deren Namen sie zwar schon gehört hatte, die sie aber noch nie zuvor traf. Eine gewisse *Lady Jaqueline Berger* rief an; sie habe ein Gestüt in Australien und etwas stimme mit den Pferden nicht! Sie habe von Freunden erfahren, dass sie – Alice Hogan – eine der besten Tierärztinnen sei. Sie solle daher so rasch wie möglich nach Australien kommen; jedes Honorar und alle Spesen würden akzeptiert.

Jedes Honorar würde akzeptiert?

Natürlich nahm sie die nächste Maschine; auch wenn sie keine Ahnung hatte, warum diese Lady Berger glaubte, sie sei eine der besten Tierärztinnen.

Vor Ort angekommen begann ein harter Kampf und sie verstand, warum der ortsansässige Tierarzt nicht weitergekommen war. Der Erreger entzog sich jeder Therapie und jeder Diagnose.

Am Ende diagnostizierte sie eine seltene Form der Pferdepest. Möglich machte ihr dies der Zugang zur Laboreinrichtung des Cross of Tomorrow. Dort arbeitete sie teils 18 Stunden und mehr, um die Pferde ihrer Klientin zu retten.

Gleichzeitig schloss sie Freundschaften, aß hin und wieder mit *Ihrer Gnaden*, die so gar nichts von *Ihrer Gnaden* hatte, und kassierte am Ende ein Honorar, welches weit über dem von ihr geforderten Preis lag.

Als sie schon abreisen wollte, drückte ihr *Ihre Gnaden* ein in Konservierungsflüssigkeit eingelegtes Tier in die Hand und fragte sie, was sie davon halte.

Alice Hogan gab zu, noch nie eine solche Spezies gesehen zu haben; das Tier ähnelte einem großen Insekt, hatte aber zu ihrem Erstaunen Geschlechtsorgane, wie man sie bei Säugetieren fand.

Alice tippte auf eine geheime Züchtung; es gab im Cross of Tomorrow etliche Bereiche, die sie nicht hatte betreten dürfen.

Betrieben sie dort fragwürdige Genforschung?

Jaqueline sagte, sie solle das Tier mit nach Neuseeland nehmen und sich ein paar Gedanken dazu machen. Würde sie das Vieh interessieren, solle sie anrufen. Wenn nicht, käme jemand und würde es mitnehmen.

Alice *war* fasziniert. Sie rief an und bat um die Erlaubnis, das Tier obduzieren zu dürfen. Jaqueline Berger gestattete es und erhielt eine Woche später die Kopie eines Berichts zu besagtem Vieh.

Er war ausführlich, er war gut gegliedert und er entsprach exakt dem, was sich Jaqueline von Doktor Hogan erhofft hatte.

Also setzte sich Jay-Be in ihren Glider und flog nach Neuseeland, um mit Alice zu sprechen.

In einem als vertraulich klassifizierten Gespräch berichtete sie ihr von den Zeit- und Weltenreisen und davon, dass es unend-

lich viele Welten zu entdecken und zu erforschen gäbe. Und die meisten würden über eine große Fauna und Flora verfügen. Wenn Alice wolle, sei sie in einem Team ganz verschiedener Experten willkommen.

Alice glaubte, es sei ein Scherz. Das *konnte* einfach nicht sein.

Sie glaubte dies so lange, bis sie neben Jaqueline in einem Glider saß und mit ihr ins Sec-HQ auf Welt 0-0-2 Alpha flog.

Dort, überwältigt von der Fauna und Flora, unterschrieb sie einen Vertrag. Sie bat jedoch um die Klausel, bei *interessanten Filmprojekten* unbezahlte Freizeit nehmen zu dürfen.

Jaqueline akzeptierte dies, doch Alice Hogan machte nur einmal Gebrauch davon. Als ihre Freundin anrief und fragte, ob sie noch einmal an einem Ausflug nach Mittelerde interessiert sei, *konnte* sie nicht anders, als zuzusagen.

Und ja, sie stand wieder als Elbin vor der Kamera und hatte am Set von *Der Hobbit* eine großartige Zeit.

*

»Ein Paradies haben Sie hier! Ein Paradies, wie ich es bisher noch nicht sah!« Alice Hogan ließ ihren Blick über die Urlaubsanlage gleiten.

Was sie sah, faszinierte sie!

Ein Glider hatte sie wenige Minuten zuvor abgesetzt, war aber dann wieder abgeflogen. Nun stand Alice Hogan in der Mitte der *Pool-Welt* und schaute sich nahezu ehrfürchtig um.

»Vielen Dank, Doktor Hogan!« Raffaella Di Marco war höchst sensibel, wenn es um die Insel ging. Kritik, auch sachlich vorgetragen, verdarb ihr die Stimmung, ein Lob jedoch bedeutete Sonne an einem regnerischen Tag!

Vor allem, wenn es von Herzen kam, und Alice Hogan wirkte nicht, als habe sie die Worte nur dahingesagt. »Ich habe für Sie

einen Bungalow reserviert; Sie können während Ihres Aufenthalts die Anlage frei nutzen.«

»Kann ich?«, wunderte sich die Tierärztin. Sie war überrascht gewesen, einen Anruf von Jaqueline zu erhalten. Inzwischen waren beide Frauen per du und Alice wusste, dass Jay-Be ganz und gar nicht die typische Adlige war; im Gegenteil.

Der Anruf, auf einer Tropeninsel ein paar Affen zu untersuchen, war aber selbst für Jaqueline ungewöhnlich.

»Die neue Inhaberin hat darauf bestanden!« Raffaela schmunzelte. »Sie ... wissen, dass sich diese Insel nun im Besitz des 5A-Fonds befindet!«

»Nein!«, erwiderte Alice. »Aber es erklärt, warum ich hierher geschickt wurde.«

Der 5A-Fond betrieb nicht nur das Cross of Tomorrow, sondern auch die Forschungseinrichtung in Ebony Creek. Zudem war Alice' Arbeitgeber. Gehörte die Insel nun auch *zur Familie*, wie es Jaqueline nannte, befand sich Alice auf Firmenbesitz.

Und damit auch die Affen, um die es ging.

Alice ließ sich von Raffaela zu ihrem Bungalow bringen, ehe sie um einen Jeep und einen Fahrer bat, damit sie sich die Affen aus der Nähe ansehen könne.

Vielleicht, so überlegte sie, konnte sie schon auf den ersten Blick erkennen, wo das Problem lag.

*

Was in aller Welt ist denn ... das?

Alice Hogan hatte sich tief in den Regenwald begeben, der das Ferienparadies nach Norden hin begrenzte.

Es gab gut ausgeschilderte Wege, aber auch Hinweise, diese keinesfalls zu verlassen, die Affen nicht zu füttern und sich auf Begegnungen mit Raubkatzen wie dem Puma gefasst zu ma-

chen. Diese waren in der Regel zahm und dem Menschen zuge-
tan, reizen sollte man die Tiere jedoch nicht.

Doch nun stand Alice Hogan weder vor einem Affen noch vor
einem Puma – sondern vor einem Trümmerfeld.

Etwas war abgestürzt und hatte eine Schneise in den Wald ge-
rissen.

Aber was?

Ein Flugzeug?

Sie ging vorsichtig zwischen den Trümmern umher, bis sie
überrascht innehielt. *Das ... ist das Heck eines Gliders! Aber wieso
hat mir das Jaqueline nicht gesagt?*

Sie aktivierte ihr iX-System und kontaktierte die Leitstelle der
Timetraveller in Adelaide.

»Dan Simon hier?«, hörte sie kurz darauf den Leiter der Flug-
zentrale und Ur-Timetraveller sagen.

»Doktor Alice Hogan, Leiterin der Veterinärmedizinischen
Abteilung! Ich benötige Informationen über einen Glider-Ab-
sturz in der Karibik!«

»Bitte?«, fragte Dan. »Gliderabsturz? Wir hatten bisher noch
nie einen Absturz!«

»Ich schalte auf Cam-Modus!« Sie aktivierte die kleine Kame-
ra im Steg ihrer iX-Brille. Nun konnte Dan sehen, was sie sah.

»Das ... ist eindeutig das Heck eines Gliders!«, sagte Dan nach
einigen Sekunden. »Schauen Sie mal nach links, Doc!«

Die Ärztin kam der Aufforderung nach. Sie sah, was den Lei-
ter der Flugzentrale interessierte – die Luke des hinteren Ein-
stiegs lag dort, wenn auch verbogen und teils geschwärzt.

»Das ist kein Glider von uns!«, sagte Dan bestimmt. »Diese
Farbgebung liegt außerhalb des Designs; weder die Glider der
Abteilung noch die Privat-Glider tragen solch ein buntes Mus-
ter!«

Er dachte kurz nach. »Schauen Sie mal, ob Sie weitere Hinwei-

se finden!«

Vorsichtig bewegte sich die Tierärztin durch das Trümmerfeld.

Sie blieb stehen, als sie einen Sitz entdeckte; sehr plüschig, sehr bequem.

W&T Travel

Ihre Nummer 1 bei Zeit- und Weltenreisen

»IFÖS!«, stöhnte Dan. »Ich ...«

Er hielt inne, denn Alice Hogan bewegte sich ruckartig. Etwas war ihr in den Nacken getropft. Etwas Kaltes.

Sie wischte es ab und blickte auf ihre Hand.

Blut!

Erschrocken schaute sie nach oben ... und sah eine Leiche kopfüber im Baum hängen.

Kapitel 5

Vom Affen gebissen

Ruby Island, 27.12.2013

»Ich werde Sie verklagen! Auf jeden Penny!« Die Stimme des Mannes, der vor Raffaella Di Marco saß, klang wütend. Emerson Hendricks der Dritte war es gewohnt, dass man ihm jeden Wunsch von seinen schmalen, bleichen Lippen ablas. In Chicago galt er als gefürchteter Geschäftsmann, der Politiker kaufte und Konkurrenten in den Ruin trieb. Ohne ihn, so glaubte er, ging in der Stadt nichts.

Schon sein Großvater, Emmerson Hendricks der Erste, hatte den Grundstock zum Vermögen der Hendricks gelegt.

Sein Vater hatte es gemehrt und drei Bürgermeister *gemacht*, ehe er schließlich die Zügel seinem Sohn in die Hand drückte.

Und der führte das Business mit eiserner Faust.

Als er nun auf der Untersuchungsliege der Krankenstation auf Ruby Island saß und seine üblichen Drohungen ausstieß, hoffte er auf eine erschrockene Reaktion seitens der Geschäftsleitung.

Nahm man in den USA das Wort *Klage* in den Mund, kuschte jeder und überschütte einen mit Wohltaten.

Hendricks erwartete, dass dies auch hier so sein würde. Eine Rückerstattung, vielleicht freie *Ganzkörper-Massagen* ...

Aber von alledem schien Raffaela Di Marco wenig zu halten, denn sie lächelte lediglich milde.

»Haben Sie verstanden?«, knurrte Hendricks. »Ich sagte, ich werde Sie und Ihr Unternehmen verklagen!«

»Ich habe Sie verstanden!«, erwiderte Raffaela gelassen. Sie holte Ihren Handheld hervor und rief die Gästeakte des Mannes auf.

Anschließend vergrößerte sie einen Bereich des Wisches, den jeder Gast beim Einchecken ausfüllen musste. »Ist das Ihre Unterschrift?«

Sie drehte den Handheld so, dass Hendricks das Display sehen konnte.

»Ja, verdammt!«, knurrte der Millionär. »Und weiter?«

»Ich zitiere Passus Drei; Sie können Ihre Kopie später selbst überprüfen! Dort steht: ›Ich weiß, dass auf Ruby Island ungezähmte Wildtiere leben, und befreie die Betreiber des Ressorts von jeder Verantwortung für Konsequenzen, die sich aus dem Zusammentreffen mit besagten Tieren ergeben, sofern die Leitung des Ressorts nicht grob-fahrlässig handelte!‹ Haben wir grob-fahrlässig gehandelt? Etwa den Affen, der Sie biss, in eine Show genommen?«

Hendricks kniff seine kleinen Augen zusammen und fixierte Raffaela. »Sie haben mich nicht gewarnt! Das war grob fahrläs-

sig!«

»Nicht gewarnt? Wovor? Davor, dass wilde Tiere *beißen*?«

»Genau!«, trumpfte Hendricks auf.

»Zum einen liegen Broschüren in den Zimmern, die genau darauf hinweisen! Zum anderen wird Ihnen kein Richter der Welt abkaufen, dass Sie *das* nicht wussten!«

Sie senkte die Stimme. »Ich weiß, was Sie wollen! Sie wollen Geld rausschlagen, oder ein paar kostenfreie Goodies. Sie sind einer dieser Leute, die nicht gerne für die Leistung anderer zahlen, gleichzeitig aber für die eigene Leistung fürstlich entlohnt werden müssen! Nur- das funktioniert hier nicht! Also lassen Sie es, bevor ich Sie wegen groben Fehlverhaltens von der Insel schmeiße!«

Damit wandte sich Raffaella ab. Sie wusste, dass die Nurse, welche die kleinen und größeren Wehwehchen versorgte, dem Idioten eine Spritze gegen Tollwut verpassen und die kleine Bisswunde mit Desinfektionsmittel versorgen würde.

»Ich erzähle meinen Freunden, wie Sie Ihre Gäste behandeln!«, zog Hendricks seine letzte Trumpfkarte. »Dass Sie zulassen, dass sie gebissen werden und Sie die Leidenden dann auch noch beleidigen!«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können!«, erwiderte Raffaella gelassen. »Könnte mich nicht weniger interessieren!«

Damit verließ sie die Krankenstation und kehrte zurück zu ihrem Büro. Kam es zu solchen Problemen, waren meist Amerikaner involviert. Sie waren es gewohnt, dass ihnen die Gerichte die Windeln wechselten und sie behandelten, als seien sie unmündige, doofe Idioten, die kein eigenes Hirn besaßen.

Zum Glück gehörte Ruby Island nicht zu den USA. Es gehörte letztlich sich selbst; bisher zumindest. Es war jedoch möglich, dass Jaqueline dies ändern und die britische Fahne hissen würde.

Aber das musste sich zeigen.

Sie betrat ihr Büro und blickte hinaus. Die Pool-Landschaft glitzerte in der Sonne. Sie sah Männer und Frauen, die sich bräunten – und sie sah einen Affen abseits der Pools. Eine junge Frau stand in seiner Nähe und schaute auf das im Gras liegende und zitternde Wesen hinab.

Nachdenklich griff Raffaella nach dem Telefon auf dem Tisch. Doktor Hogan hatte ihr ihre Mobilfunknummer gegeben, und genau mit ihr wollte sie nun sprechen.

*

Doktor Hogan begann just in dem Moment mit der Untersuchung des von Raffaella Di Marco entdeckten Tiers, als Emerson Hendricks der Dritte zum ersten Mal merkte, dass etwas nicht stimmte.

Er fühlte sich plötzlich schwach und müde. Zudem fror er – und das auf einer Insel in den Tropen.

Er beschloss, dass dies der Ärger sein müsse; der Ärger mit dem verdamnten Affen, den er doch nur hatte streicheln wollen, und der Ärger mit der Direktorin der Anlage, von der er hatte ein paar Vergünstigungen erpressen wollen.

Sie war wie der Affe; bissig und unbeugsam. So zumindest dachte er, während er sich auszog. Wenn nur seine Muskeln nicht so schmerzen würden. Vermutlich vom Golf; er hatte es mal wieder übertrieben und nun schmerzten Schultern und Nacken.

Er holte eine Packung mit Tylanol aus der Tasche und warf zwei davon ein, spülte sie mit einem Brandy hinunter und ging zu Bett.

Er hoffte, dass die Tabletten ihre Wirkung nicht verfehlen würden.

Er wusste nicht, dass just in diesem Moment Doktor Hogan dem zitternden Affen eine tödliche Injektion verpasste, um ihn anschließend so schnell wie möglich obduzieren zu können.

Erst hatte sie die Tiere im Wald gesehen. Ihr war ein Verdacht gekommen, den sie aber verworfen hatte.

Dann war sie über das Trümmerfeld des Gliders gestolpert und plötzlich war ihr Verdacht gar nicht mehr so abwegig gewesen.

Als sie jedoch den am Boden liegenden und zitternden Affen sah, *wusste sie*, dass sich ihr Anfangsverdacht bestätigt hatte. Sie musste nun noch den Erregernachweis führen; am besten aus Proben des Rückenmarks, des Hirns und der Leber.

Dazu musste das Tier, das Ihres Wissens nach ohnehin nicht mehr zu retten war, jedoch erst gnädig eingeschläfert werden; was sie auch tat.

Sie würde die Proben nicht hier analysieren können, nicht auf der Insel. Daher brauchte sie einen Glider sowie einen Iso-Behälter für Bio-Material, Größe D.

Sie leitete all das in die Wege, als Emmerson Hendricks mit einem lauten Schrei erwachte. Ein Schmerz fuhr durch seine Glieder, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Ihm war, als würden sich seine Innereien auflösen.

Er schluckte bitteren Speichel hinab, presste die Hand auf den Leib – und erbrach dunkles, dickflüssiges Blut.

Nein! Nein, das darf doch nicht wahr sein!

Er schaffte es aus dem Bett, wankte durch das Zimmer und riss die Tür auf.

Wieder musste er sich übergeben. Brocken schwammen in der roten Lache, die er produziert hatte.

Er wankte weiter, schrie um Hilfe, trommelte an Türen.

Mehrere Urlauber öffneten, sahen den bleichen, aus dem Mund blutenden Mann und wichen entsetzt zurück.

Eine junge Frau, Erbin eines großen Verlagshauses sowie eines Millionenvermögens, wurde Zeuge, wie sich Hendricks vor ihrer Tür erneut übergab. Sie sah das Blut, sie sah die Brocken darin und wirbelte herum. Sie eilte zum Telefon und wählte die Nummer der Zentrale, um *irgendjemanden* zu informieren.

Hendricks brach zusammen. Er rang nun um Atem, Blut floss aus seinen Augen, der Nase, dem Mund und aus jeder anderen denkbaren Körperöffnung.

Schritte eilten den Flur entlang. Raffaella Di Marco eilte herbei, dicht gefolgt von Doktor Hogan.

Diese hatte bereits in dem in Nullzeit agierenden Glider gesessen, als Raffaella Di Marco, die sie hatte verabschieden wollen, von der Zentrale über die Situation informiert wurde.

Hogan, das Schlimmste befürchtend, hatte der davoneilenden Frau eine Frage nachgerufen. *Kam er mit Affen in Kontakt?*

Raffaella Di Marco war wie angewurzelt stehen geblieben, als auch sie zu begreifen begann. Sie hatte nur genickt, und so kam es, dass Alice Hogan das Sterben des Mannes beobachten konnte – wenn auch aus sicherem Abstand.

Als Hendricks nach einem letzten gurgelnden Laut die Augen für immer schloss, aktivierte Alice Hogan ihr iX-System. Sie rief jedoch niemanden an, sondern nutzte die KI von Adelaide.

Die Ärztin sagte nur einen Satz: »Aktivere Protokoll BH-01-Rot!«

Kapitel 6

Protokoll BH-01-Rot

Verschiedene Orte, 27.12.2013

Jaqueline saß in einem Café auf der Fifth und flirtete mit der Kellnerin.

Jay-Be war schon früher hin und wieder hierhergekommen. Das Café im Wiener Stil, mit Wiener Delikatessen und einem Inhaber, dessen Wurzeln in Wien lagen, hatte hin und wieder ihr Heimweh nach Europa gedämpft. Immer dann, wenn das Leben zu *amerikanisch* geworden war, wie sie es nannte.

Gegründet worden war das *Vienna Finest* von Schlomo Weinreb. Dessen Eltern waren 1936 vor den Nazis geflohen; ihnen war klar gewesen, dass Hitler einen Anschluss Österreichs an Deutschland suchte und die Juden am Ende die großen Verlierer seien. Auch wenn es ruhig um dieses Thema geworden war, hatten sie doch Angst. Angst vor dem, was geschehen würde. Also packten sie zusammen, was sie hatten, und flohen mit dem kleinen Schlomo zu dessen Tante mütterlicherseits nach New York City.

Hier wuchs Schlomo auf, entdeckte seine Liebe fürs Backhandwerk und eröffnete nach einer Lehre bei Konditor Schwartz – geflohen aus Deutschland – schließlich das *Vienna Finest*, erst als Bäckerei, dann als Konditorei und schließlich als Café.

Das Schöne war, dass man darin den Mayor ebenso antreffen konnte wie die Frau aus Newark, die eben schnell ein Stück Sachertorte essen wollte, ehe sie zurück nach New Jersey fuhr.

Jaqueline mochte die Torten, sie mochte den Schoko-Cappuccino und sie mochte die Atmosphäre im *Vienna Finest*.

Inzwischen hatte sich Schlomo zur Ruhe gesetzt; sein Sohn

hätte das Café übernehmen sollen, hatte sich jedoch zu gänzlich anderen Dingen berufen gefühlt und war Anwalt geworden. Die Kanzlei Weinreb, Finkelstein und Weiss vertrat die Interessen großer Unternehmen im Staate New York.

Sie waren *auch* Jaquelines Anwältin in Amerika, zusammen mit Wright & Wright in Ebony Creek.

Da Schlomos Sohn Anwalt geworden war, hatten dessen Kinder – Schlomos Enkel – das *Vienna Finest* übernommen. Ference Weinreb war 28 Jahre alt, verheiratet und stand in der Backstube, um dort die köstlichsten Meisterwerke zu zaubern.

Rebecca Weinreb war 26 Jahre alt, unverheiratet und für das Geschäftliche zuständig. Zudem schaute sie mindestens dreimal am Tag im Gastraum nach dem Rechten, arrangierte das Schaufenster oder sprach mit den Gästen, um einen direkten Input zu erhalten.

Just in diesem Moment jedoch war sie vollauf damit beschäftigt, mit Jaqueline Berger zu flirten.

Natürlich hatte sie die Schatzjägerin sofort erkannt; trotz des neuen Körpers. Schließlich war Premium Cable TV hier in New York City beheimatet, Millionen Menschen in der Metropole hatten Anteil am Schicksal von Jaqueline und ihrem Team genommen.

Rebecca hatte Jaqueline sogar ein Plüschtier gesandt, als Erins Tod bekannt geworden war; zusammen mit einem von Herzen kommenden Brief.

Beantwortet hatte ihn Jaqueline nie; drei Monate nach dem Ende der Quest war ein Dankeschreiben *aus dem Büro Ihrer Gnaden* eingetroffen, unterzeichnet von einer gewissen Diana Forrester.

Nun stand Rebecca Weinreb an einer Wand, ließ ihren Blick schweifen ... und schaute wieder und wieder zu Jaqueline. Wann immer sich ihre Blicke kreuzten, schenkte sie der Schatz-

jägerin ein kesses Lächeln, welches diese auf ebenso kesse Art und Weise erwiderte.

Es war offensichtlich, dass *Ihre Gnaden* an einem Flirt Interesse hatte.

Schließlich, nach dem fünften Lächeln, ging Rebecca durch den Raum, wisperte einer Kellnerin zu, die traditionelle Schürze neu zu binden, da die Schleife kaum noch als solche zu erkennen war, und nahm an Jaquelines Tisch Platz. »Darf ich?«

»Es ist mir ein Vergnügen!«, erwiderte Jaqueline.

»Ich habe dich sofort erkannt!«, gab Rebecca zu. »Die Göttin traf eine gute Wahl, als sie dir diesen Körper gab!«

»Du schaust demnach Para-World?«

»Ja!« Rebecca Weinreb lächelte. »Bist du in New York, weil eine neue Quest ansteht?«

»Urlaub, nicht mehr! Gemeinsam mit der Familie und mit Freunden; wir haben Zimmer in einem Hotel in der City!«

»Verstehe!« Rebecca deutete auf die halb gegessene Torte. »Schmeckt es?«

»Köstlich wie stets! Dein Bruder versteht sein Handwerk!«

Rebecca nickte.

Sekundenlang schwiegen die beiden Frauen. Dem Curve Magazin, einem Magazin für Frauen, die Frauen bevorzugen, hatte Jaqueline einst ihre größte Schwäche anvertraut – sie war, wenn es um Frauen ging, verflixt schüchtern. *Ich kämpfe lieber gegen Eingeborene oder konkurrierende Schatzjäger, als eine aufregende Frau auf einen Drink einzuladen. Das ist wirklich ein Problem.*

Rebecca hatte besagtes Interview gelesen und ahnte, dass Jaqueline nicht den Anfang machen würde. Obwohl sich die Schatzjägerin just in diesem Moment wahrscheinlich fragte, *wie* sie es anstellen könnte.

»Wie wäre es«, sagte sie darum leise, »wenn wir heute Abend einen Drink zusammen nehmen? Wir ... könnten plaudern und

uns ein bisschen besser kennenlernen!«

Jaqueline, froh über diese Eröffnung ihrer Gegenüber, atmete innerlich auf. »Das ist eine wunderbare Idee. Wir ...«

Sie hielt inne, als zwei Security-Mitarbeiter aus Adelaide an ihren Tisch herantraten. Sie wirkten überaus ernst.

»Was ist passiert?«, fragte Jaqueline sofort.

»Ma'am, Sie müssen uns begleiten! Doktor Hogan hat Protokoll BH-01-Rot initiiert!«

»Wir holen den Drink nach!«, versprach Jaqueline, während sie sich erhob. »Ich schicke Janice, um die Rechnung zu begleichen!«

Sie nickte den Männern zu und diese geleiteten sie aus dem Café.

»Du bist eingeladen!«, rief ihr Rebecca nach. Dabei fragte sie sich, was *Protokoll BH-01-Rot* sein mochte!

Und sie fragte sich, ob Jaqueline Wort halten würde und sie die Chance bekäme, mit ihr einen Drink zu nehmen.

*

Doktor Ethan Parker war das, was manche ein Wunderkind nannten. Er schloss die Schule bereits in jungen Jahren ab; früher als die meisten anderen Jugendlichen.

Es folgte ein Studium der Medizin, Doktorarbeit und etliche Veröffentlichungen im Bereich der Virologie.

Es sah aus, als sei er *der* Shootingstar der Branche, als könne nichts und niemand seinen Weg hinauf an die Spitze stoppen.

Dann, eines Morgens, blickte er in den Spiegel und fragte sich, ob er wirklich für den Rest seines Lebens in einem Krankenhaus arbeiten, eine Praxis führen oder an der Universität lehren wolle.

Hatte das Leben nicht mehr zu bieten?

Gab es da draußen nicht spannende, aufregende, ungewöhnliche und bizarre Abenteuer zu erleben?

Er kündigte seine Stelle an der Royal London Clinic for Tropical and Virological Diseases und ging zur Armee.

Dort wurde er Offizier im Royal Army Medical Corps, wurde aber bald einer geheimen Abteilung zugewiesen, die sich mit biologischer Kriegsführung befasste.

Hier fand er eine Weile Erfüllung – bis er eines Morgens in den Spiegel schaute und sich fragte, ob er wirklich für den Rest seiner Karriere in einem Labor arbeiten und an biologischen Kampfstoffen arbeiten wolle.

Gab es da draußen nicht spannende, aufregende, ungewöhnliche und bizarre Abenteuer zu erleben?

Zwei Tage später kehrte ein Kollege von einem *klassifizierten Einsatz* zurück. Nach fünf Porter plauderte besagter Kollege aus, dass er für *Ihre Gnaden, die Duchess of Stocaigh* tätig gewesen sei, und das in Australien. Im Cross of Tomorrow würden Erreger *aus fremden Welten* erforscht. Sie hatte ihm sogar angeboten, selbst zu einer solchen Welt zu fliegen, um vor Ort einen Erreger zu erforschen, aber das wäre doch zu weit gegangen, *thank you very much!*

Ethan hingegen dachte, dass dies *exakt* das sei, was er tun wolle. Spannender konnte es nicht mehr werden.

Also kontaktierte er *Ihre Gnaden*, wurde zweimal von einer gewissen Diana Forrester abgewimmelt und erst beim dritten Mal durchgestellt.

Zwei Tage später traf der Marschbefehl für ihn ein; er flog nach Adelaide, nahm an einer vierwöchigen Schulung teil und lernte im Cross of Tomorrow die Creme der Wissenschaft kennen. Tamara Delgado, die als heiße Anwärterin für den Nobelpreis gehandelt wurde, arbeitete ebenso dort wie Roger Müller, Vater einiger Waffen und Körperpanzerungen, IT-Techniken

und Drohnen der britischen Streitkräfte.

Er traf weitere Wissenschaftler, deren Veröffentlichungen er gelesen hatte; Chemiker, Physiker, Biologen ...

Es war, als sei das Cross of Tomorrow eine Sammelstelle für die klügsten Köpfe der Welt. Und nun, so hatte es Tamara ausgedrückt, gehörte auch der weltweit führende Virologe zur Familie; willkommen und ab an die Arbeit!

Sie hatten gelacht und Ethan waren drei Dinge klar geworden.

Der Einzelne besaß hier jede Freiheit, die er wollte – solange die Ergebnisse stimmten. Es gab keine Stechuhren, keine Kontrollen, wann wer kam oder ging! Dies galt für jeden – ohne Ausnahme. Auch wenn es natürlich Abteilungen gab, deren Arbeit nie *getan* war, so hatte doch jeder die Freiheit, sich seine Zeit frei einzuteilen.

Es gab keine strenge Hierarchie und der Mitarbeiter der Reinigungskolonie war nicht weniger wert als der weltbeste Virologe.

Natürlich gab es Unterschiede im Gehalt, aber nicht im Ansehen, nicht in der Achtung! Jeder scherzte mit jedem, jeder war in seinem Bereich wichtig und jeder besaß die Rufnummer von Jaqueline Berger, um im Bedarfsfall mit ihr über Sorgen und Nöte des Jobs zu sprechen.

Dies drückte sich auch im lockeren Umgang, im Humor und in der Freude aus, jeden kleinen Anlass zu nutzen, um ein wenig zu feiern.

Jaqueline Berger war der Boss. Was sie sagte, war Gesetz – Punkt. Daran hielten sich ihre engsten Freunde und ganz sicher hielten sich alle anderen daran.

Vor allem aber wurde Ethan eines klar – er war endlich dort, wo er stets hatte sein wollen. Es gab keinen Zweifel mehr, kein *Morgen der Erkenntnis*.

Er genoss es, zu fremden Welten zu fliegen und sich dort sei-

nen Forschungen zu widmen. Und er genoss es, in sein Labor im CoT zu kommen und dort die bizarrsten Viren zu erforschen, die man sich nur vorstellen konnte.

An jenem 27. Dezember genoss er es, seine Verlobte Sheryll unter der Dusche zu verführen. Er war hinter sie getreten, seine Hände glitten über ihre Bürste, seiften sie ein, reizten ihre Nippel.

Erregt drückte sie ihren Po gegen sein bereits hartes Glied; sie wollte, dass er in sie hineinschlüpfte, wollte, dass ... *Wer zur Hölle klingelt da?*

Sie beschlossen, das Klingeln zu ignorieren.

Sie öffnete sich ihm, beugte sich ein wenig vor, damit er endlich ... *Würde wer auch immer denn nie Ruhe geben?*

Sie ignorieren das Klingeln weiterhin.

Langsam, um Sheryll zappeln zu lassen, rieb er sein Glied an ihrem Po, suchte den Eingang zu ihrem Intimsten, knetete ihre Brüste und ... »Was machen Sie in unserem Bad?«

Sergeant Tom Meyer aus Andernach in Deutschland wandte sich rasch ab, als er die Szene unter der Dusche vollends erfasste. »Es tut mir leid, Doktor Parker. Wir hatten keine Ahnung, dass Sie ...«

Der Sergeant biss sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen. »Wir wussten, dass Sie zu Hause sind, und da Sie nicht auf unser Klingeln reagierten ...«

»Kamen Sie einfach rein?«, fauchte Sheryll. »Haben Sie die Tür aufgebrochen?«

»Wir besitzen einen Code für die Häuser der Bediensteten, Ma'am!«, erwiderte Meyer. Er wurde ernst. »Doktor Parker, Protokoll BH-01-Rot wurde initiiert. Wenn Sie uns bitte begleiten würden?«

»Darf ich mich noch anziehen?«, fauchte der Arzt. Dann erst wurde ihm klar, *was* der Sergeant gerade gesagt hatte. »Was

war das? BH-01-Rot?«

»Yes, Sir!«

»Geben Sie mir fünf!« Damit eilte der Virologe davon. Sein Herz hämmerte plötzlich wild in seiner Brust, jeder Gedanke an Sex war aus seinem Hirn verschwunden.

*

Doktor Yuni Akamoto war weit über die Grenzen von Tokio hinaus bekannt. Mehr noch – ihr Ruhm machte auch vor den Grenzen Nippons nicht halt. Sie war das, was manche *eine Doktor House* bezeichneten – in Anspielung auf die populäre Serie um einen soziopathischen, aber genialen Mediziner.

Auch sie hatte sich den schwer zu diagnostizierenden Erkrankungen verschrieben, sie kannte die menschliche Anatomie besser als jeder andere und war höchst bewandert, wenn es um Erkrankungen ging, von denen kaum ein Arzt je gehört hatte.

Gleichzeitig, und auch das musste Doktor Akamoto zugeben, lag genau darin die Falle. Hatte sie anfangs Wochenenddienste übernommen, so hatte sie bei einer simplen Blinddarmentzündung an zehn andere, komplizierte und seltene Erkrankungen gedacht, statt einfach den Blinddarm zu entfernen.

Letztlich wurde das Problem gelöst, indem man Yuni Akamoto zur Oberärztin beförderte und somit sicherstellte, dass sie an den Wochenenden nur in Notfällen kontaktiert wurde.

An jenem 27. Dezember ging das Leben in Tokio seiner Wege. Weihnachten lag hinter ihnen, und wie jedes Jahr war es mit einer rauschenden Party gefeiert worden.

Anders als in Europa oder in den USA ging es in Japan an Weihnachten nur bei jenen besinnlich zu, die dem Christentum angehörten – konvertierte Japaner ebenso wie die Ausländer, die in Japan lebten.

Das Gros der Japaner feierte Weihnachten als Fest der Liebe – im wörtlichen Sinne, denn man bat jene um ein Date, die man ehelichen wollte. Man feierte Partys mit Freunden und Kollegen, aß süßen Kuchen und machte sich meist nur kleine Geschenke.

Da jedoch die Wirtschaft Weihnachten entdeckt hatte, wuchs der Wert der Geschenke zunehmend. Zudem waren die Innenstädte nach US-Vorbild glitzernd und leuchtend geschmückt, um die Menschen auf die Tage einzustimmen.

Eines jedoch gab es nicht – Freizeit.

Ob nun 24. Dezember oder 25. Dezember, jeder ging ganz normal arbeiten; die Feiern fanden nach dem Dienst statt. Yuni hatte jedoch einer Kollegin aus Frankreich Urlaub gegeben, da diese Weihnachten im klassischen Sinne hatte feiern wollen.

Wie bereits gesagt ging das Leben an jenem 27. Dezember auch in Japan seiner Wege. Der Dienst war zu Ende und Yuni Akamoto freute sich auf ein entspannendes Bad in der großen Wanne ihres Appartements.

Sie verdiente sehr viel Geld; mehr als der Chefarzt der Inneren Abteilung, aber das wussten nur wenige Leute, und jene, die es wussten, schwiegen.

Der Grund war einfach – Yuni brachte dem Krankenhaus das meiste Geld. Natürlich trugen Versicherungen die Kosten, wenn ein Patient mit einer seltenen Krankheit eingeliefert wurde. Aber mehrmals im Monat reisten Privatpatienten aus aller Welt an, damit Yuni einen Blick auf sie warf.

Etwa 50 Prozent davon waren Hypochonder, denen absolut nichts fehlte, die sich jedoch die wildesten Erkrankungen einbildeten.

Da sie mehrere Tausend Dollar für ein paar Tage auf Yunis Station zahlten, waren sie gern gesehene Gäste.

Etwa die Hälfte der restlichen 50 Prozent war tatsächlich

krank, jedoch bereits korrekt diagnostiziert. Das Problem hier waren meist die Angehörigen, die irgendwo im Internet von einer extrem seltenen Krankheit gelesen hatten und nun glaubten, dass ihr Ehemann, ihre Ehefrau, die Kinder oder Enkel nicht an einem Hörsturz nach zu viel Stress oder an den Folgen einer zu lauten Party litten, sondern an AIED, einer Autoimmunerkrankung des Innenohrs.

Und dann gab es da noch den Rest; jene Patienten, die tatsächlich an einer seltenen oder gar sehr seltenen Erkrankung litten. Sie brachten Beträge im fünf- bis sechsstelligen Bereich ein, da Yuni nicht nur die Diagnose stellte, sondern auch die Therapie durchführte. Und das war oft schwer, denn bei seltenen Krankheiten lagen oft keine Medikamente vor, sodass sich Yuni und ihr Team etwas einfallen lassen mussten.

Eines war nämlich klar – aufgegeben wurde *kein* Patient, egal wie selten oder absonderlich seine Erkrankung auch sein mochte!

Als Folge des üppigen Gehalts besaß Yuni ein Appartement in einem schicken Tower. Besagter Tower gehörte – wie auch die Klinik – dem Ashahara-Keiretsu. Diesem Keiretsu, einem Zusammenschluss verschiedener Unternehmen, die sich gegenseitig unterstützten und verschiedene Felder und Branchen abdeckten, gehörte neben der Klinik unter anderem auch Nippon Biochemical Pharmaceuticals sowie Ashahara Medical Nanorobotics an. Während NBP Medikamente herstellte, arbeitete Ashahara Medical Nanorobotics daran, die Gerätemedizin kleiner, zuverlässiger und preiswerter zu machen.

Kostete zum Beispiel ein Perfusor, also ein Gerät zur automatischen und dauerhaften Gabe von Injektionen, als Neugerät zwischen 300 und 1.500 Dollar je nach Ausführung und Ausstattung, hatte AMN einen Perfusor für 150 Dollar im Angebot. Und dies inklusive Touchscreen zur bequemen Dosierung, His-

torie und Notfall-Programmen.

Kein Wunder, dass die Produkte von Ashahara Medical Nanorobotics in Tausenden Kliniken rund um den Globus zu finden waren.

Was niemand wusste, war, dass Ashahara Medical Nanorobotics nicht nur ein großes Werk in Japan sowie einen Verwaltungssitz im Ashahara-Tower besaß, sondern auch eine Etage der Forschungseinrichtung in Ebony Creek bewohnte und hier an Medizin auf der Grundlage von Nano-Bots arbeitete.

Ashahara, Namensgeber des Keiretsu, stand 2008 kurz vor dem Kollaps. Eine Weile waren die Unternehmen von Ashahara durch das Keiretsu gestützt worden, doch Mitte 2008 verloren die Vorstandsvorsitzenden der angegliederten Unternehmen ihre Geduld.

Zu diesem Zeitpunkt wusste Ashahara, der das Unternehmen in dritter Generation leitete, nichts von Ebony Creek und den Möglichkeiten dort. Auch war man bestrebt gewesen, die Technik möglichst hochpreisig zu verkaufen; eine direkte Konkurrenz mit Unternehmen wie Braun war jedoch gerade in Europa schwierig.

Jaqueline Berger, die seit Langem einen Weg suchte, den lukrativen japanischen Markt dem 5A-Fond stärker zu öffnen, hatte ihre Chance gewittert.

Gemeinsam mit einer japanischen Freundin und einem der besten Wirtschafts-Taktiker der Welt war es ihr gelungen, Ashahara für den 5A-Fond zu übernehmen.

Natürlich hatte ihr nichts daran gelegen, einen Europäer oder Amerikaner mit der Führung des Unternehmens zu betrauen; sie war eine Weile mit besagter Japanerin liiert gewesen und kannte daher die Fallstricke, die sich bei einer solchen Übernahme ergaben.

Während der Verhandlungen hatte sie dafür gesorgt, dass

Mister Ashahara sein Gesicht wahren und anschließend als Direktor des Unternehmens im Amt bleiben konnte. Zwar hatte ihm die Verwaltung in Adelaide einen Kurswechsel auferlegt, doch dies wussten nur er sowie die Verwaltung in Adelaide.

Zudem hatte er Ebony Creek besuchen und dort mit Roger Müller sprechen können. Die Idee, künftig Nano-Bots zu erforschen, war ein gemeinsames Geisteskind von ihm und Jay-Be gewesen. Nun, mit dem richtigen Unternehmen im Portfolio, wollten sie es angehen.

Bereits 2010 schrieb Ashahara eine schwarze Null, 2011 machte das Unternehmen Gewinn und 2012 übertraf es jedes andere Unternehmen des Keiretsu.

All diese Entwicklungen hatte Yuni nur am Rande verfolgt. Das Krankenhaus gehörte zwar seit 2009 direkt dem 5A-Fond – er hatte es erworben, als der bisherige Besitzer sein Interesse daran verlor und sich auf sein Kerngeschäft konzentrieren wollte – aber gemerkt hatten sie davon nichts.

Mehr noch – Yuni hatte Jaqueline Berger erst spät getroffen. 2011 hatte *der Innere Kern*, bestehend aus ihr, Tamara Delgado und Roger Müller, jedes Unternehmen des 5A-Fonds besucht. Von der kleinsten Bäckerei in Deutschland, die nur darum zum Fond gehörte, weil Jaqueline mit deren Brötchen aufgewachsen war und sie nicht hatte zulassen können, dass eine Traditionsbäckerei in fünfter Generation von Billig-Anbietern und Discountern zerstört wurde, bis hin zum größten Industriekomplex des Fonds in Afrika.

Yuni war einigermaßen beeindruckt gewesen, als sie Jaqueline Berger traf; sie hatte eine strenge Investorin erwartet, die sich Zahlen vorlegen ließ und anschließend Entlassungen anordnete, um die Gewinne zu steigern.

Das Gegenteil war der Fall gewesen.

Zahlen hatte sie gar nicht interessiert; als der Klinikleiter eil-

fertig eine Mappe mit Zahlen und Fakten verteilen wollte, hatte sie freundlich und in lupenreinem Japanisch abgelehnt. Sie sei Archäologin, keine Geschäftsfrau. Die Zahlen lägen der Verwaltung vor, das würde ihr genügen. Wichtiger sei, wie es dem Personal ginge!

Also hatten sie sich zusammengesetzt; Ärzte, Schwestern und – Yuni hatte ihren Augen nicht getraut – Hausmeister und Reinigungskräfte.

Drei Tage hatten die Mitarbeiter die Chance, mit den *Abenteurern* zu sprechen. Auch Yuni hatte diese Chance genutzt und dabei die Pflegedienstleitung unterstützt, als diese den Personalmangel in ihrem Bereich beklagte.

Die Klinikleitung hatte niemanden entlassen, das nicht. Aber jene, die kündigten oder in Ruhestand gingen, waren nicht ersetzt worden.

Der Personalmangel betraf *auch* die Ärzteschaft; hier mangelte es an Assistenzärzten, sodass lange Schichten und Wochenenden in der Klinik die Regel waren.

Auf die Umstände angesprochen, hatte die Klinikleitung auf die Zahlen verwiesen; man könne nicht das Personal aufstocken *und* die Gewinne der Klinik sichern.

An jenem Tag hatte Yuni eine wichtige Lektion gelernt – Zahlen waren Jacqueline zumindest in diesem Bereich völlig egal.

Sie ordnete eine Aufstockung des Personals an; die Leitung wurde angewiesen, genug Leute einzustellen, damit in jeder Abteilung ordentliche Schichten möglich waren und es auch bei Krankheit und Urlaub einen Puffer gab.

Als alles gesagt und getan war und Yuni glaubte, *der Innere Kern* sei bereits abgereist, war speziell sie zu einem Gespräch gebeten worden.

Roger Müller hatte ihr klar gemacht, dass das, was nun käme, streng vertraulich sei. Anschließend hatte er von Adelaide ge-

sprochen, von Zeit- und Weltenreisen ... und von einem Vorfall, der einige Mitarbeiter das Leben kostete, weil man eine Infektion mit Fremdwelt-Erregern nicht hatte in den Griff bekommen können.

Anschließend hatte er von einem Programm gesprochen, das solche Vorkommnisse vermeiden sollte, und sie gefragt, ob sie Teil dieses Programms werden wolle.

Sie hatte spontan zugesagt.

Zu einem Ernstfall war es nie gekommen. Zwar hatte sie regelmäßig ein, zwei Wochen in Adelaide verbracht, mit den Kollegen des Programms Wissen ausgetauscht und sich für Fortbildungen eintragen lassen.

Aber wirklich gebraucht worden war sie nie.

Als sie jedoch an diesem 27. Dezember – das Wasser lief bereits in die wunderbar große Wanne – zwei Männer des CoT-Sicherheitsdienstes vor ihrer Tür stehen sah, wusste sie, dass es nun soweit war.

Und ja, Doktor Hogan hatte BH-01-Rot aktiviert.

Kapitel 7

Das Virus

Ruby Island, 27.12.2013

Das Ferienparadies hatte sich in eine Quarantänezone verwandelt. Die Urlauber waren angewiesen worden, in ihren Zimmern zu bleiben. Wer bereits mit Mister Hendricks dem Dritten in mittelbaren oder unmittelbaren Kontakt gekommen war – die Nurse und einige Urlauber, die auf sein Klopfen reagiert hatten – befand sich in einem speziellen Zelt. Dieses erstreckte sich hinter den Pools, denn dort war ausreichend Platz vorhan-

den.

Das Zelt selbst war eine Eigenkonstruktion von Roger Müller; kein Keim kam hinein, keiner hinaus. Zumindest nicht, wenn sich das Personal an die Anordnungen hielt, welche von den Experten ausgearbeitet worden waren.

Im Innern befanden sich ein Labor, zwölf einzelne Kammern, in denen Patienten isoliert werden konnten, sowie Schränke und Wägen mit Medizin, Instrumenten und Verbandsmaterial. Ein Computer konnte die Vitalzeichen eines jeden Patienten überwachen, das Personal im Innern war durch spezielle Anzüge geschützt; leicht, flexibel und sicherer als die großen, gelben oder roten Anzüge, die man in anderen Einrichtungen fand.

Die Temperatur wurde ebenfalls über einen Computer geregelt und konnte den Erfordernissen angepasst werden, die Schutzanzüge selbst verfügten über eigene Klima-Fäden und eine autarke Luftzufuhr.

Selbst Nahrung konnte in dem Zelt zubereitet werden, sodass keine Speisen von außen hineingebracht werden mussten.

Neben besagtem Hospital hatten Helfer aus Adelaide ein mobiles Labor platziert. In ihm arbeiteten die herbeigerufenen Wissenschaftler.

Und diese waren nicht die Einzigen, die plötzlich auf Ruby Island erschienen waren. Auch schwer bewaffnete Männer waren aus Glidern gestiegen; Wachen, welche die Insel sicherten. Abgesehen von wenigen Personen durfte niemand die Insel verlassen oder betreten.

*

»Schon als ich das erste Tier sah«, erklärte Doktor Alice Hogan, »kam mir ein Verdacht – Virus VX-019A.«

Sie nahm auf einem Pult Platz, ihre Kollegen dabei sekunden-

lang musternd. Neben Doktor Ethan Parker und Doktor Yuni Akamoto waren dies auch Jaqueline Berger sowie Tamara Delgado. Roger Müller war lediglich aufgeschaltet, da er die Insel, deren Quarantäne sowie die umliegende Region im Blick behielt.

»Es gab nur ein Problem!«, fuhr sie fort. »Wie sollte ein Virus, das wir auf Welt 0-1-9 Alpha entdeckten, seinen Weg hierher gefunden haben? Daher verwarf ich die Idee – bis ich das Trümmerfeld des Gliders sah. Plötzlich war die Idee eines Fremdwelt-Virus nicht mehr so abwegig, wie ich anfangs dachte.«

Sie verteilte ein Handout an die Anwesenden.

VX-019A

VX-019A ist das zehnte (X) aktive, Krankheiten verursachende Virus (V), welches auf Welt 0-1-9 Alpha (019A) isoliert werden konnte.

Welt 0-1-9 Alpha unterlag einer strikten Quarantäne, nachdem bei Besuchen durch Wissenschaftler Anzeichen für diverse, teils schwere Erkrankungen der heimischen Fauna beobachtet wurden.

Im Rahmen einer tiefer gehenden Erforschung wurden Bioproben gewonnen und im Hochrisiko-Labor in Adelaide untersucht. Hierbei wurden vom den beteiligten Wissenschaftlern, darunter Dr. vet. Alice Hogan, dreizehn Erreger isoliert.

Eine komplette Liste aller Erreger (VI-019A bis VVI-019A, BI-019A bis BV-019A sowie FI-019A bis FII-019A) findet sich im Appendix B der kompletten Weltenbeschreibung zu 0-1-9 Alpha, Abschnitt D – Biologische Gefahren bei ungeschütztem Aufenthalt durch Mensch und Tier von 0-0-1 Alpha).

VX-019A wurde bei Bioproben gefunden, die ausschließlich von Primaten stammten. Das Virus konnte nicht bei anderen

Spezies gefunden werden – auch nicht bei Raubkatzen, welche Primaten verzehrten.

VX-019A lässt sich im Hirn, in der Leber und im Rückenmark nachweisen. Es hat eine sehr charakteristische Form, ähnelt es im Elektronenmikroskop betrachtet doch einer Pyramide.

Als Folge einer Infektion und nach einer Inkubationszeit von drei bis fünf Tagen ließen sich bei Tierversuchen mit Primaten von Welt 0-1-9 Alpha verschiedene Symptome feststellen:

- Erhöhung der Herzfrequenz
- Erniedrigung des Blutdrucks
- Ansteigen der Körpertemperatur
- Ansteigen des Hirndrucks
- Aggressionen
- Innere Blutungen in Lunge, Leber und Milz

Die Letalität des Erregers beträgt 56,2 Prozent bei Spezies aus Welt 0-1-9 Alpha.

Der Wert erhöht sich dramatisch bei Spezies aus Welt 0-0-1 Alpha; hier beträgt die Letalität 99,1 Prozent.

Gleiches gilt für Spezies aus Welten jenseits von 0-0-1 Alpha und 0-1-9 Alpha!

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass Welt 0-1-9 Alpha eine niedrige Grund-Strahlung, einen niedrigeren O₂-Gehalt sowie einen höheren Schwefelanteil in der Atmosphäre aufweist. VX-019A verändert sich, wird es der Atmosphäre von 0-0-1 Alpha ausgesetzt; es wird virulenter, die hervorgerufenen Symptome werden stärker.

Versuche mit menschlichen Blutzellen haben zudem ergeben, dass das Virus erneut mutiert und nun zum Auslöser eines hämorrhagischen Fiebers wird, in seinen Symptomen der Ebola nicht unähnlich, jedoch mit einem sehr viel heftigeren und rascheren Verlauf. Simulationen haben ergeben, dass vom Moment der Infektion bis zum Ausbruch der Erkrankung etwa

eine Stunde, bis zum Tode des Patienten höchstens weitere zehn Minuten vergehen.

Es folgten Warnhinweise und Einstufungen des Virus sowie der Verweis darauf, dass diese Informationen klassifiziert seien.

»Da haben wir uns ja einen wilden Scheißer eingefangen!«, stellte Doktor Ethan Parker lakonisch fest, nachdem er das Handout gelesen hatte. »Ich finde in dem Wisch hier jedoch keinen Hinweis auf eine Impfung oder auf einen Weg, wie man VX-019A bekämpfen kann!«

Doktor Hogan blickte den Arzt an, und ein kaltes Lächeln umspielte ihre Lippen. »Das hat einen ganz einfachen Grund, Doktor Parker. Bisher widersetzte sich unser *wilder Scheißer* jedem Versuch, ihm den Garaus zu machen!«

*

»Gibt es weitere Infektionen?«, fragte Jaqueline, als sie eine Stunde später das Labor betrat, gekleidet in einen ähnlichen Schutzanzug, wie ihn auch Yuni Akamoto, Ethan Parker und Alice Hogan trugen.

»Vier!«, erwiderte Yuni, »darunter zwei, die weder Mister Hendricks sterben sahen *noch* mit Affen in Kontakt kamen!«

»Also breitet sich das Virus anderweitig aus?«

»Wir haben die Klimaanlage in Verdacht. Sie wurde inzwischen abgeschaltet und wird von Labor-Assistenten des CoT untersucht!«

Die Japanerin musste nicht auf die Gefahr hinweisen, die von einem solchen Virus ausging. Jaqueline begriff dies durchaus.

»Kann ich etwas tun, um dem Team zu helfen? Personal anfordern, neue Labortechnik in Minus-Zeit beschaffen?«

»Wir sind bestens ausgestattet!«, erwiderte Ethan Parker, der

neben Yuni Akamoto stand und eine Versuchsreihe programmierte. »Die Technik ist atemberaubend!«

Jaqueline nickte und wandte sich ab, als ihr iX einen eingehenden Anruf meldete. Es war Roger, das hörte sie bereits am Klang.

»Roger, was gibt es Neues?«, fragte sie angespannt. Sie ahnte, dass er nicht aus Pläsier anrief.

»Die KI unseres Überwachungs-Tools hat Alarm geschlagen; es geht um eine Jacht knapp 15 Seemeilen von Ruby Island entfernt. Ich habe mir die Sache angeschaut – der Alarm könnte berechtigt sein!«

»Du hast Videomaterial?«

»Kommt!«

Der Virtuelle Raum expandierte, und kurz darauf sah Jaqueline die Aufnahme einer der von Roger eingesetzten Drohnen.

Das Video zeigte die MS DEEP BLUE SEA, eine Motorjacht, wie man sie in der Karibik häufig sah. An Bord tummelten sich drei junge, mit knappen Bikinis bekleidete Frauen. Zwei von ihnen aalten sich in der Sonne, eine dritte schien mit etwas beschäftigt zu sein, das Jaqueline nicht genau erkennen konnte. *Lackiert die sich die Zehennägel?*

Plötzlich wurde die Luke aufgerissen, über die man den Bereich unter Deck betrat, und ein junger, in teure Seemannskleidung gekleideter Bursche wankte hinaus.

Es war offenbar, dass er zur Reling wollte, schaffte es aber nicht mehr. Er brach zusammen und sofort eilten die drei jungen Frauen herbei.

Sie verdeckten kurz das Bild – dann stoben sie auseinander, denn Blut spritzte aus dem Mund des Mannes, während er sich in Qualen wand.

Und er blutete nicht nur aus dem Mund; auch aus den Augen, der Nase und sogar aus den Ohren lief es rot und zähflüssig

hervor.

Kapitel 8

Weitere Opfer

Karibik, 27.12.2013

Die MS DEEP BLUE SEA lag ruhig auf der tiefblauen See. Es war ein Anblick, wie man ihn in diesen Gewässern oft fand; wer genug Geld besaß, der kaufte sich eine Yacht und verbrachte einen Teil seiner Freizeit darauf. Nicht nur, dass dies ein überaus angenehmes Leben war. Oh nein, man konnte auch bequem von Punkt A nach Punkt B gelangen, während man die Seele baumeln ließ.

Jaqueline fragte sich, wieso in aller Welt sie keine Yacht besaß. Sie hatte das Patent, um deutlich größere Schiffe zu befehligen; sie konnte einen Zerstörer der Royal Navy in die Schlacht führen.

Eine Yacht zu kommandieren war dagegen ein Klacks. Und doch, obwohl sie die See liebte und sich an Bord eines Schiffes pudelwohl fühlte, besaß sie im Gegensatz zu anderen Milliardärinnen keine eigene Yacht.

Das muss sich ändern, beschloss Jaqueline, während sie eine weitere Runde über der MS DEEP BLUE SEA drehte, dabei tiefer ging ... und plötzlich andere Dinge wichtiger wurden. Denn auf Deck sah sie nicht nur eine Leiche, sondern vier ... ein Mann und drei junge, fast nackte Frauen lagen seltsam verkrümmt auf dem Boden. Blut hatte eine einzige, große Lache gebildet; es musste aus jeder verdammten Körperöffnung gelaufen sein, wie es aussah.

Nicht beeindrucken lassen! Du hast einen Job zu erledigen, also lasse

dich nicht von den Toten beeindrucken!

Sie aktivierte ihre Infrarot-Kamera und scannte auf weitere Körper.

Sie fand sie!

Neben den vier Leichen an Deck sah sie sechs weitere Leichen, vermutlich die Crew. Die Körpertemperatur der Leichen war auf 31 bis 35 Grad gefallen – gerundet, denn so hatte es Jaqueline eingestellt – und keiner der Körper bewegte sich.

»Adelaide, wir haben einen Biologischen Zwischenfall; ich brauche ein Iso-Team auf meiner Position. Zudem müssen Proben gewonnen und an die Quarantäne-Station Ruby Island geliefert werden!«, bat Jaqueline.

Anschließend wandte sie sich an Roger. »Gibt es noch mehr Schiffe in dieser Gegend?«

»Fischerboote sehe ich und ein Kreuzfahrtschiff, alle gut 50 Seemeilen entfernt.

»Sende ihnen eine Warnung; sie sollen sich auf mindestens 100 Seemeilen entfernen. Die Fischer sollen nach Hause gehen, wir entschädigen sie für den Fang!«

»Tun wir?«, wunderte sich Roger.

»Ja, tun wir! Und ich weiß, von wem ich es mir zurückhole!«

»IFÖS?«, fragte Roger und Jaqueline hörte, dass er sich ein Grinsen wohl nicht verkneifen konnte.

»Genau – die IFÖS!«

»Die Idee könnte kaum ... Warte mal kurz!«

Rogers Stimme hatte sich verändert; sie klang besorgt.

»Bin auf Stand-by!«, sagte Jaqueline, die bereits zurück nach Ruby Island hatte fliegen wollen, kaum dass der Iso-Glider über der MS DEEP BLUE SEA erschienen war.

Dieser Glider war für Missionen in toxischen oder hoch-infektiösen Welten konzipiert worden; er verfügte über Schleusen, Desinfektionsmöglichkeiten und weitere Vorrichtungen, die

das Leben der Crew sowie das des CoT schützen sollten.

Von hier würde er nicht sofort in die Halle des Cross of Tomorrow zurückkehren, sondern in einer Desinfektions-Einrichtung landen, in der das Äußere durch verschiedene Mittel, Strahlen und Hitze von jedem Erreger befreit würde.

Die Crew selbst trug spezielle Anzüge, die an Bord des Gliders komplett desinfiziert würden, bevor sie die Schleuse verlassen und das Innere des Gliders betreten durften.

Besagte Schleuse wiederum würde ebenfalls desinfiziert.

Anfangs hatte man geglaubt, dass Erreger keinesfalls im Zeitstrom überleben könnten. Die Kälte dort würde sie ebenso töten wie der enorm hohe Druck.

Also hatte man Versuche mit verschiedenen, für den Menschen harmlose Keime angestellt und herausgefunden, dass einige von ihnen starben, andere wiederum regelrecht aufblühten!

Das hatte zur Konstruktion des Iso-Gliders, der speziellen Schutzanzüge sowie der Desinfektions-Anlage geführt.

Bisher war der Iso-Glider nur einmal benötigt worden, aber das ist eine andere Geschichte und soll an anderer Stelle erzählt werde.

Nun sah ihn Jaqueline *in Action* – bis sich Roger meldete. »Ich erhalte keine Antwort von einem britischen Schiff – der HMS COVERT.«

»Das glaube ich unbesehen! Gib mir die Daten, ich fliege sie an!«

Roger übermittelte die Position des Schiffs, und sofort nahm Jaqueline Kurs auf die kleine, wendige Fregatte.

»Hast du dich mit deinem Navy-Code gemeldet?«, fragte Jaqueline, während sie sich im Anflug befand.

»Natürlich! Ich habe die Hälfte der Systeme der COVERT entwickelt; sie sollten sich auf eine Anfrage von mir melden!«

»Nicht, wenn Funkstille befohlen wurde!«, widersprach Jaqueline.

»Ich habe es auf Notfall-Frequenz der Royal Navy versucht!«

»Hm!« Jaqueline wusste, dass Roger recht hatte. Natürlich war es bei Manöver- oder Testfahrten üblich, dass ein Schiff Funkstille wahrte.

Ging jedoch ein Kontaktversuch auf Notfallfrequenz ein, musste es reagieren; schließlich waren Menschenleben wichtiger als ein Manöver, und war die COVERT das dem havarierten Schiff am nächsten, *mussten* sie sofort handeln.

Dass sie Rogers Ruf nicht beantwortet hatten, obwohl es dieser auf Notfallfrequenz und mittels seines Navy-Codes versucht hatte, war seltsam.

»Ich bin in Position!« Jaqueline stoppte über der COVERT. Bisher hatte sie sich nicht identifiziert; spätestens jetzt hätte das Schiff seine Waffen auf sie ausrichten und sie warnen müssen.

Aber nichts geschah.

»Du hast recht, hier stimmt etwas nicht!« Sie wählte die allgemeine Frequenz der Royal Navy. »Hier spricht Commodore Jaqueline Berger! Ich hebe jeden Befehl eine Funkstille betreffend auf und erteile Ihnen den Befehl, auf meinen Ruf zu antworten!«

Nichts.

»Ich wiederhole, hier spricht Commodore Jaqueline Berger. Ich befehle Ihnen, sofort Kontakt zu mir aufzunehmen!«

Im Hintergrund hörte sie Roger mit jemandem sprechen. Kurz darauf hörte sie die sonore Stimme von Admiral Snyder. »Commodore, Sie befinden sich über der COVERT?«

»Aye, Sir! Ich versuche, sie zu einer Kontaktaufnahme zu bewegen. Haben Sie einen Befehl erteilt, jegliche Kontaktversuche zu blocken?«

»Im Gegenteil – wir empfangen vor etwa drei Stunden einen

Notruf der COVERT. An Bord sei eine sonderbare Form des Hä-morrhagischen Fiebers ausgebrochen und man bitte dringend um medizinische Unterstützung!«

»Ah ... verdammt!« Jaqueline schloss die Augen. »Ist die Be-satzung vollzählig an Bord?«

»Aye – 56 Crewman sowie sechs Wissenschaftler der Navy.« Snyder zögerte. »Sie ... wissen, was geschehen ist?«

»Ich ahne es, Sir! Ab sofort übernimmt Adelaide die Sache!«

»Kann ich helfen?«

»Das können Sie, Sir!«

»Und wie?«

»Zum einen erklären Sie das Gebiet um Ruby Island zur Qua-rantänezone. Und ich spreche von mindestens 200 Seemeilen. Und zum anderen ... bitten Sie Ihre Sekretärin, 62 Kondolenz-schreiben aufzusetzen!«

Snyder ließ ein Japsen hören, dann beendete er die Verbin-dung.

Das Virus, es hatte weitere Opfer gefunden.

*

»Wir wissen, dass sich der Erreger unter verschiedenen Bedin-gungen verändert«, dozierte Doktor Ethan Parker, während er eine von ihm erstellte Präsentation startete. »Wir machten ver-schiedene Tests und fanden heraus, dass VX-019A sehr sensibel auf Strahlung reagiert. Die natürlich vorkommende Radioakti-vität auf Welt 0-1-9 Alpha ist um ein Vielfaches geringer als hier bei uns.«

»Wie würde sich eine noch höhere Strahlendosis auswirken?«, fragte Jaqueline, die mit am Tisch saß.

Es war weit nach Mitternacht, der neue Tag hatte begonnen. Die HMS COVERT war ebenso Bestandteil der Untersuchun-

gen geworden wie die DEEP BLUE SEA. Spezialisten hatten sich um die Crew gekümmert; wie von Jaqueline vermutet, hatte keiner überlebt.

Nun lagen sowohl die Jacht als auch das Schiff der Navy vor Ruby Island in einer Bucht vor Anker.

»Wir haben Proben bestrahlt«, erwiderte Parker. »Eine Weile tut die Strahlung dem Virus gut, dann aber ging er zugrunde!«

»Können wir das nutzen?«, fragte Jay-Be hoffnungsvoll.

»Nein«, erwiderte der Experte. »Wir sprechen von einer Dosis, die Menschen binnen weniger Sekunden umbringen würde.«

Jaqueline schaute zum Haupthaus. Inzwischen waren alle Urlauber und auch Raffaella Di Marco infiziert. Nur starke Medikamente hielten die Erkrankung im Zaum, aber diese zögerten das Unvermeidliche nur hinaus. »Wir brauchen ein Heilmittel!«, sagte sie bestimmt. »Was immer es kostet, was immer wir tun müssen – wir brauchen ein Heilmittel!«

»Ich ... glaube, wir müssen zu Welt 0-1-9 Alpha«, sagte Yuni Akamoto, während sie gleichzeitig zu Doktor Alice Hogan blickte. »Ich bin sicher, dass wir bei den Tieren dort Resistenzen gegen den Keim finden. Mit ihnen sollten wir anfangen!«

»Dann los!«, befahl Jaqueline. »Doktor Hogan ist eine ausgebildete Zeit- und Weltenreisende, sie kann die Mission leiten!«

Auch Jaqueline erhob sich. »Ich hingegen werde nun der IFÖS auf die Füße treten!«

Als sie den Raum verließ, fragte sich Jay-Be, *wie oft* sie bereits versucht hatte, die SSSK und all ihre Anhängsel und Abspaltungen zu vernichten.

Gut, die SSSK war rehabilitiert worden; sie arbeitete nun mit Adelaide zusammen, es gab gemeinsame Projekte.

Blieb die IFÖS als böses Stiefkind. Und die würde sich Jaqueline nun vornehmen.

Kapitel 9

Ermittlungen

Tyuleny Island, 27.12.2013

Jaqueline wusste, dass die IFÖS ihren Sitz auf einer angeblich unbewohnten Insel im Kaspischen Meer hatte, und sie wusste, dass sie ihren Sitz *The Tower of Enlightenment* nannten.

Jaqueline hoffte, den Verantwortlichen der IFÖS würde ein Licht aufgehen, doch bisher war dies ihrer Meinung nach nicht geschehen. Noch immer spielten sie mit Techniken und Mythologien, die sie nicht verstanden.

Es war nur eine Frage der Zeit, wie sie dachte, dass es erneut zu einer Katastrophe kommen würde; zu einer Katastrophe wie damals, als der Silberne das Handeln der SSSK bestimmte.

Jaqueline steuerte ihren Glider über das Kaspische Meer. Auf ihrem HUD, dem Head-up Display, sah sie in der Ferne bereits die Insel und auf ihr das Schutzfeld, welches den Sitz der IFÖS umgab. Flugzeuge oder auch Geschosse wie Raketen wurden von ihm problemlos abgefangen.

Ihr Glider hingegen würde der Schutzschirm *nicht* abfangen. Die IFÖS hatte, wie so vieles andere auch, die Technik des Schutzschirms von Adelaide bzw. Ebony Creek gestohlen. Zwar hatte ihn die IFÖS ohne Zweifel neu konfiguriert und nahm auch an, die Glider aus Adelaide damit abwehren zu können. Aber in den tiefsten Tiefen des Codes gab es einen Schalter, den man nur dann finden oder ausschalten konnte, wenn man große Teile der Software neu schrieb. Und *daran* glaubte Jaqueline bei jemandem, der Technologie stahl und nicht entwickelte, nun wirklich nicht!

Besagter Schalter sorgte dafür, dass Glider aus Adelaide sowie die Helikopter und Flugzeuge des 5A-Fond den Schutzschirm

jederzeit passieren konnten.

Und genau diesen Schalter betätigte Jaqueline, als sie Sekunden später auf das Gebäude – ein flaches Haus mit einem hübschen, strahlend weißen Turm auf der Nordseite – zuhielt.

Sie sah den Schutzschirm erlöschen, drehte ein wenig ab und sah Soldaten der IFÖS, hier stationiert, um den Oberen und seine Handlanger zu schützen, ins Freie laufen.

Sie rissen Waffen in Anschlag, schossen aber nicht, da sich Jaqueline über Außenlautsprecher an sie wandte.

»Eröffnet ihr das Feuer, werde ich dieses erwidern und meine Waffen sind potenter. Ich möchte mit eurem Oberen sprechen und es wäre mir lieber, müsste ich kein Blut vergießen!«

Sekundenlang schienen die Soldaten unsicher. Dann trat ein Mann in Anzug aus dem Gebäude und neigte den Kopf, um hinauf zu Jaquelines Glider zu schauen.

»Wer sind Sie?«, fragte Jaqueline über Außenlautsprecher.

»Mein Name ist Victor van Bommel. Sie haben meinen Namen ohne Zweifel gehört?«

»Sie sind *nicht* van Bommel. Ich kenne Bilder von ihm. Sie sind ein Handlanger, gekommen, um zu testen, ob ich schieße. Nein, das werde ich nicht!«

Sie landete und verließ den Glider, ohne sich um die Wachen zu kümmern. »Sie können mich zu van Bommel führen!«

»Und wenn ich Ihnen sage, dass er nicht zu Hause ist? Sie hätten ...«

Schneller, als der ihr unbekannt Mann hätte reagieren können, war sie beim ihm und verpasste ihm einen Stoß vor die Brust, sodass er nach hinten taumelte. »Ich kam nicht hierher, um mich von einem Handlanger in die Irre führen zu lassen!«

»Gut, gut – ich führe Sie zu ihm!«, brachte der Anzugträger hervor. »Auch wenn ich nicht weiß, was das alles soll!«

»Welche Tiere sollen wir suchen?«, fragte Ethan Parker, nachdem sie den Glider verlassen hatten. Sie trugen spezielle, besonders robuste Uniformen mit Helmen und Handschuhen, sodass ein geschlossenes System entstand, welches sie schützte.

»Gute Frage!«, sinnierte die Veterinärmedizinerin. »Ich denke an gesunde Affen, aber auch an Tiere, die mit den Affen Umgang haben.«

»Welche Tiere haben mit den Affen Umgang?«, wunderte sich Ethan.

»Es gibt Wildkatzen, die sich mit den Primaten ein Revier teilen. Sie ... leben in guter Harmonie. Ich sah Affen, die kleine Kitten streichelten!«, erklärte Alice Hogan.

»Dann sollten wir uns genau diese Katzen schnappen!«, erwiderte der Virologe.

Alice Hogan nickte.

Sie hatte den Glider auf einer Lichtung gelandet, und auf dieser standen beide nun. Nun zeigte sie auf einen schmalen, von Tieren erschaffenen Weg.

Ethan wollte bereits losgehen, als ihn Alice am Arm berührte.

»Darf ... ich dich etwas fragen?«

»Natürlich!«, erwiderte Ethan.

»Lautet dein Auftrag einzig, das Virus zu besiegen?«

»Natürlich!«, erwiderte der Virologe. »Was dachtest du denn?«

Sekundenlang blickte Alice ihren Kollegen an. Die Überraschung schien echt zu sein, keine Show. »Nichts!«, sagte sie darum schließlich und produzierte ein Lächeln. »Nur ... eine Idee!«

»Und welche Idee soll das gewesen sein?«

Alice zuckte mit den Schultern. »Kennst du Projekt OITBD?«

»Nein«, erwiderte Ethan, doch *jetzt* hatte Alice Hogan das Gefühl, er würde lügen. Sie blickte ihn hart an und er senkte den Kopf.

»Doch, ich kenne es. Aber bisher kam OITBD nicht zur Sprache!«

»Und *wenn* es Lady Berger anspricht?«

»Das sehen wir dann!«

Damit war für Ethan das Thema erledigt, wie er damit bewies, dass er sich auf den Weg machte, eine dieser Katzen zu finden!

*

Victor van Bommel war bereits 72 Jahre alt. Er war kaum 1,80 groß, schlank und kahlköpfig. Altersflecke überzogen seinen Kopf und das Gesicht, die Wangen hingen ein wenig – Folge des Übergewichts, welches er eine Weile mit sich herumgeschleppt hatte.

Sein Leben war eine typische amerikanische Erfolgsgeschichte – in der Garage seiner Eltern hatte er eine Erfindung zusammengeschraubt, die ihm Millionen einbrachte und ihm die Chance gab, seinen Interessen zu folgen.

Sein größtes Interesse war das Übersinnliche, das Übernatürliche gewesen, dieses zu erforschen sein größtes Glück.

Kein Wunder, dass er eines Tages mit der SSSK in Berührung kam. Er war im Grunde stets ein Berater gewesen, ein Suchender, nie offiziell der Leiter, der *Pharao*, wie die SSSK ihre Obersten nannte.

Und doch hielt er große Macht in Händen, denn allein sein Wissen überstieg das der offiziellen Abteilungsleiter und Projektmanager um ein Vielfaches.

Als die SSSK zerbrach, wandte er sich der IFÖS zu, denn mehr als einmal hatte Jacqueline Berger seine Projekte torpediert.

Er residierte im *Turm der Erleuchtung*, und sein Büro besaß exakt die gleiche Größe wie das seines besten Freundes Lutger van Heesten – dem Leiter der IFÖS.

Und doch wollte Jaqueline an jenem Tag van Bommel sehen, denn er war es gewesen, der einst den Einbruch in die Anlagen von Adelaide und Ebony Creek nicht nur angeregt, sondern in die Wege geleitet hatte.

Sie betrat das Büro, eskortiert von mehreren Männern mit schweren Waffen.

»Wen haben wir denn da?« Victor van Bommel erhob sich. »Wenn das nicht der Fluch der IFÖS ist – Lady Jaqueline Berger ... Was verschafft mir dieses ... Vergnügen?«

»Ein Glider der IFÖS stürzte auf einer Insel im Karibik ab. Ich will wissen, was sich in den Stunden zuvor abspielte.«

»Ist das so?«, fragte van Bommel amüsiert. »Und warum?«

»Ein Virus ging von ihm aus, er breitet sich aus und hat bereits Unschuldige getötet! Bekommen wir ihn nicht in den Griff, führt dies zu einer weltweiten Pandemie. Auch dieser kleine Turm ist dann nicht mehr sicher!«

Sie griff in die Tasche und holte einen dünnen, gläsernen Behälter hervor. »VX-019A. Er verbreitet sich über die Luft und tötet binnen weniger Minuten. Die Organe lösen sich auf, man blutet aus jedem verdammt Loch und krümmt sich in Schmerzen! Der Tod ist am Ende eine Erlösung!«

Victor van Bommel gab sich keine Sekunde dem Irrglauben hin, seine Gegenüber würde bluffen oder lügen.

Sagte sie, dass es zu einer Pandemie kommen würde, dann war dem auch so!

Wobei er ihr *auch* zutraute, dass sie den Erreger hier, in diesem Büro freisetzte. Darum ruhte sein Blick auch auf dem dünnen Glaszylinder, nicht auf ihr.

»Ich ... weiß, was es mit dem Glider auf sich hat!«, gab er zö-

gerlich zu. »Er gehörte unserer Agentur für Welt- und Zeitreisen. Passen Sie auf ...«

Er bedeutete ihr, Platz zu nehmen.

Kaum saß sie, als er ihr im Detail beschrieb, was sich im IFÖS Primeval Entertainment Center abgespielt hatte ... bis hin zu den Verlusten.

Jaqueline verzichtete auf die Frage, wann van Bommel jemanden in Kenntnis hatte setzen wollen. Sie kannte die Antwort auch so.

Nie! Und wenn doch, dann nicht euch!

»Das kommt davon, wenn man mit Technik spielt, die man nicht versteht!«, murkte sie und erhob sich. Sie wusste nun, wie das Virus auf Welt 0-0-1 landen konnte.

Aber eines verstand sie nicht – wie in aller Welt war es von 0-1-9 Alpha nach IFÖS Primeval gekommen?

Dieser van Bommel hatte ausgeschlossen, dass die IFÖS daran die Schuld trug; da Adelaide ein Beacon auf den von ihnen gefundenen Welten hinterließ, konnten sich die Forscher der IFÖS von *Adelaide-Welten*, wie es van Bommel nannte, fernhalten.

Jaqueline glaubte van Bommel.

Dies konnte zweierlei bedeuten.

Ein Glider aus Adelaide hatte erst 0-1-9 Alpha und dann IFÖS Primeval besucht; warum auch immer.

Oder aber, das auf 0-0-1 Alpha wütende VX-019A war gar kein VX-019A, sondern ein VI-IPE, jedoch eng verwandt mit VX-019A.

Beide Varianten waren nicht dazu geeignet, Jaqueline Freudentränen in die Augen zu treiben.

*

Die Katzen, von denen Doktor Hogan gesprochen hatte, erin-

nerten sehr an die typischen Wildkatzen von 0-0-1 Alpha. Sie waren schlank und besaßen ein dunkles, geflecktes Fell. Mit einem sehr langen, dünnen Schwanz konnten sie die Balance halten, ihre spitzen Ohren und die leuchtend-grünen Augen verliehen ihnen das Aussehen steter Wachsamkeit.

Ethan Parker hatte mehrere dieser scheuen Kreaturen gesehen, aber bisher keine fangen können. Obwohl gut 120 Zentimeter lang, schienen sie doch in jede Ritze des Unterholzes zu passen.

Sie hatten es mit verschiedenen Mitteln versucht, bevor Doktor Alice Hogan genug von dem Spiel hatte und zu einem Betäubungsgewehr griff.

Nun lag eine der Katzen reglos auf einem mobilen Untersuchungstisch. Ein kleiner Tubus steckte in ihrer Schnauze, daran angeschlossen war eine Flasche zur Beatmung.

»Ich untersuche sie gleich hier auf Antikörper«, erklärte Doktor Hogan, während sie die Katze rasch manuell untersuchte.

Anschließend nahm sie der Katze Blut ab und gab etwas davon in die Analyse-Einheit des Gliders.

In einem ersten Schritt ließ sie das Blut auf all jene Parameter untersuchen, die auch in einer typischen Tierarztpraxis untersucht wurden.

Anschließend, als diese Analyse fertig war, ließ sie einen Vergleich mit den auf 0-0-1 Alpha lebenden Wildkatzen ausgeben und stellte fest, dass die Ergebnisse nahezu identisch waren; Abweichungen – wenn überhaupt – waren so gering, als würde man zwei verschiedene Tiere derselben Spezies untersuchen.

Nachdem dieser Test zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, gab sie frisches Blut in die Analyse-Einheit. Nun ließ sie diese auf VX-019A *oder* vom Körper gebildete Antikörper suchen. Zwar ließen sich diese nicht sofort auf Menschen übertragen. Die Grundlagen jedoch würden ihnen enorm helfen.

»Und?«, fragte Ethan Parker, während er sich das Betäubungsgewehr der Tierärztin ansah. »Haben wir Glück?«

»Noch läuft die Analyse«, erwiderte Alice Hogan. Sie blickte zu Ethan. »Was, wenn Lady Berger auf OITBD zu sprechen kommt?«

»Darüber sollten wir nachdenken, wenn es soweit ist *und* wir die aktuelle Bedrohung beseitigt haben«, erwiderte der Virologe ausweichend.

»Aber kategorisch ablehnen ...?«

»Ich lehne *nichts* kategorisch ab!«, erwiderte Parker. »Das ist nicht meine Aufgabe. Meine Aufgabe ist es, stets jede Möglichkeit in Betracht zu ziehen und jeden noch so erschreckenden Gedanken zu denken.«

Alice Hogan verzog den Mund, erwiderte aber nichts. Aus seiner Sicht mochte er recht haben. Sie hätte sich jedoch ein wenig mehr ... Bereitschaft ... gezeigt, eben nicht *jede* Möglichkeit in Betracht zu ziehen!

Ein akustisches Signal kündete vom Ende der Analyse. Die Tierärztin warf einen Blick auf die Anzeige – und nickte. »Wir haben einen Treffer!«

Kapitel 10

Der mysteriöse Glider

IFÖS Compound Saudi-Arabien, 27.12.2013

Der Glider von Jaqueline jagte über die IFÖS-Anlage. Ihre Sensoren orteten die Leichen; bisher hatte sich noch niemand bemüht, sie nach Hause zu holen.

Vor allem im Falle des saudischen Prinzen war dies doch überraschend.

Fürchteten sie das Virus?

Hatten sie keine Zeit?

Oder fürchteten sie am Ende schlicht Regressforderungen, die leicht in die Millionen gehen konnten? Immerhin war nicht nur der Prinz tot, sondern auch einige seiner reichsten Freunde.

Jaqueline wusste es nicht, und wenn sie ehrlich war, so spielte es auch keine sonderlich große Rolle.

Sie interessierte, was in aller Welt hier geschehen war, *bevor* die Affen erkrankten.

Sie suchte nach dem Hangar für Glider, fand ihn und versuchte, ob sie die Türen über ihre Kontrollen öffnen konnte.

Es gelang ihr nicht.

Also landete sie vor dem Haupthaus, überprüfte ein letztes Mal den Sitz ihrer Rüstung und verließ den Glider, um sich auf Spurensuche zu begeben.

»Dan, kannst du mich hören?«, fragte sie in das Headset ihres Helms.

»Als würdest du neben mir stehen!«, kam die Antwort des Flugeiters und Ur-Timetravellers Sekunden später zurück.

»Ich entlasse ein paar Mücken! Scanne die gesamte Welt auf Spuren von Flug-Aktivitäten! Ich brauche eine komplette Liste aller Flüge, die unsere Mücken aufspüren können!«

»Kommt!« Er zögerte kurz. »Du hast zwanzig Mücken entlassen?«

»Aye!«, bestätigte Jaqueline. »Alle senden korrekt?«

»Alle senden korrekt!«, bestätigte Dan vorschriftsmäßig.

Jaqueline nickte nur, auch wenn dies der Flugleiter nicht sehen konnte.

Sie scannte die vor ihr liegende Anlage, konnte aber kein lebendes Wesen im Innern finden.

Anschließend scannte sie auf aktive Abwehr- und Verteidigungsmechanismen, ohne solche zu finden. Sie vermutete, dass

der Tod zu überraschend, zu plötzlich gekommen war, als dass jemand hätte die Anlage versiegeln können.

Und warum auch? Etwaige Rettungskräfte hätten eventuell sehr schnell reagieren und zu den Erkrankten vordringen müssen!

Dennoch löste sie den Verschluss ihres Holsters, als sie die Tür öffnete und eintrat.

Sofort fand sie sich in einer an Dekadenz kaum noch zu überbietenden Halle wieder. Gold, Marmor und Messing, dazu schwere Wandteppiche und Artefakte aus ganz verschiedenen Welten in wunderbar ausgeleuchteten Vitrinen begrüßten sie. Sie schaute sich suchend um und fand schließlich eine Informations-Konsole.

Sie berührte deren Touchscreen, wählte die englische Sprache aus und ließ sich einen Plan der Anlage zeigen.

Schließlich fand sie, was sie suchte – das Büro des Leiters dieser Anlage.

Jaqueline machte sich auf den Weg, eine breite Treppe hinauf. Sie folgte dem langen Gang und betrat schließlich einen Raum, in dem *keine* Leiche lag. Der Leiter, wer immer dies auch sein mochte, lag entweder woanders *oder* er war nicht anwesend gewesen.

Wer leitete diese Anlage?

Sie nahm an einem Computer Platz. Sie mochten sich in einer fremden Welt befinden, die Hard- und Software jedoch stammte von Herstellern, die Jaqueline kannte.

Sie schaltete den PC ein und loggte sich schließlich mit einem Usernamen und Kennwort ein, welches ihr von der NSA mitgeteilt worden war.

Es gab nur wenige Anbieter von Betriebssystemen, die *keine* Universal-Passwörter an Geheimdienste lieferten.

Kangaroo SoftWorx, die Entwicklungsabteilung aus Adelai-

de, gehörte dazu. Ihr System basierte auf Linux, war jedoch in der Lage, auch Windows-Software und sogar Mac-Apps auszuführen. Es war sicher, es gab keine Universalpasswörter und es war kostenfrei erhältlich.

Die IFÖS arbeitete mit einem System, welches Universal-Passwörter an die NSA meldete und so konnte sich Jaqueline als Admin einloggen und auf alle Daten zugreifen.

Auch auf jene, die in einem verschlüsselten Bereich lagen, denn auch der Anbieter dieser Verschlüsselungssoftware lieferte entsprechende Passwörter.

Sie rief die verschiedenen Dokumente auf – und stieß auf einen Bericht, der vor etwa vier Monaten eingereicht worden war. Ein Gast hatte während eines Fluges mit der Monorail einen Glider aus dem Nichts auftauchen, etwa zwei, drei Minuten über den Wald fliegen und dann wieder im Nichts verschwinden sehen.

Nachforschungen hatten ergeben, dass besagter Glider weder von W&T Travel *noch* von der IFÖS-Erkundungs-Division stammte und wohl aus Adelaide gekommen war; warum auch immer.

In den nächsten zwei, drei Wochen hatte man bei W&T mit einem richterlichen Verbot der angebotenen Reisen gerechnet, aber dies war nicht gekommen.

Am Ende hatte man die Sache ad acta gelegt; der Bericht enthielt den Vermerk, dass es sich wohl um einen Falschabbieger gehandelt hatte.

Jaqueline glaubte das nicht.

Zum einen waren die Piloten aus Adelaide sehr gut ausgebildet; sie *bogen nicht falsch ab*.

Zum anderen verhinderte der Bord-Computer so etwas!

»Dan?«, fragte Jaqueline ins Leere hinein, nachdem sie den Kontakt hergestellt hatte.

»Ma'am?«

»Ich möchte alle Flugberichte vom 29. September dieses Jahres!«

»Der 29. September 2013 war ein Sonntag, Ma'am. Es fanden keine Flüge statt! Auch nicht am 28. September.«

»Schön, dann am 30. September!«, bat Jaqueline. *Ein Tag mehr oder weniger – wie schnell hat man sich vertan?*

»Ma'am, am 30. September begannen die Frühlingsferien – wir begingen dies mit einem dreitägigen Fest!«

Jaqueline erinnerte sich. Die Ferien waren mit einem Fest im Tomorrow Park begangen worden; *drei Tage lang standen die Maschinen still*, wie es Roger genannt hatte.

Laut Bericht war der Glider am 29.08.2013 gesehen worden. Doch die letzten Flüge *vor* diesem Datum hatten am 27. September stattgefunden, die nächsten erst wieder im Oktober.

»Ich brauche die Daten der Mücken«, sinnierte Jaqueline laut.

»Ich habe sie. Es gab verschiedene Flüge; die meisten stammten von IFÖS-Glidern. Aber es gibt auch *eine* Spur von einer unserer Maschinen. Leider ist die Spur dünn und kaum noch auszuwerten.«

»Welchen Zeitraum kannst du eingrenzen?«

»Irgendwann im letzten halben Jahr!«, erklärte Dan bedauernd. »Tut mir leid, Chefin – mehr ist nicht zu wollen!«

»Ich komme nach Hause! Danke, Dan – gute Arbeit!«

Sie deaktivierte die Verbindung, nahm den Ausdruck mit und verließ die Anlage. Auf dem Weg hinaus warf sie einen Blick auf die Leichen, ehe sie in ihren Glider stieg und startete.

Bevor sie nach Hause flog, warf sie einen Blick auf die hier lebenden Dinosaurier, dann trat sie in den Zeit- und Weltenstrom ein und landete wenig später in Adelaide. Sie hatte Fragen, die nicht auf Ruby Island beantwortet werden konnten.

»Ma'am!« Dan eilte Jaqueline entgegen, kaum dass diese aus der Dekontamination trat. »Ich habe den fraglichen Glider und auch den Piloten, den Sie suchen!«

»Wirklich?«, wunderte sich Jaqueline. »Wie haben Sie das bewerkstelligt? Und dann auch noch so schnell?«

»Jeder Glider verfügt über einen Bordcomputer, der den gesamten Flug aufzeichnet. Es beginnt mit dem Aktivieren der Systeme, der Identifikation des Piloten und endet mit dem Deaktivieren nach dem Flug.«

»Ich weiß!«, erwiderte Jaqueline.

»All diese Protokolle«, fuhr Dan fort, »werden in einer Datenbank abgelegt. Beendet der Pilot den Einsatz, gibt er über Touch die finale Sequenz ein. Die Bordsysteme werden kontrolliert heruntergefahren, die Monitore erlöschen – und es finden zwei Uploads statt. Zum einen ein Fehlerprotokoll, welches die Wartungsscrew Minuten später nutzen kann, und zum anderen das Missionsprotokoll des Gliders.«

»Ah«, sagte Jaqueline, als sie zu begreifen begann.

»Ich musste also nur in der Datenbank nach einem Missionsprotokoll vom 29. September 2013 suchen.«

»Dan – ich danke Ihnen. Auf diese simple Idee kam ich nicht! Gut gemacht, wirklich!« Sie schenkte dem Ur-Timetraveller ein Lächeln, während sie das Protokoll entgegennahm.

Viel war diesem nicht zu entnehmen.

Zum einen natürlich Datum und Zeit des Missionsbeginns. Dann stand auf dem Protokoll der Name des Piloten, die Kurzbezeichnung der Welt, welche bereist wurde, und auch, wie lange sich der Glider in ihr aufhielt.

Dann noch Ort, Datum und Zeit der Rückkehr sowie das Missionsende.

Ein Hinweis gab an, dass ein Fehlerprotokoll erstellt worden sei – es enthielt 0 Fehler.

Mehr nicht.

Aber zumindest wusste Jaqueline nun, wen sie zu diesem Flug befragen konnte.

Sie ging zu ihrem Büro. Schon auf dem Weg dorthin bat sie die KI des CoT, Pilot Charles Hastings zu ihr zu schicken.

Sie hatte Glück – er befand sich nicht auf einer Mission ...

Kapitel 11

Des Rätsels Lösung

Cross of Tomorrow, 27.12.2013

»Ma'am!« Captain Charles Hastings, ehemals Royal Air Force, nahm Haltung an, kaum dass er Jaquelines Büro betreten hatte.

»Rühren!«, bat Jaqueline. »Nehmen Sie Platz!«

Sie kannte dieses Verhalten von Soldaten oder Ex-Soldaten. Sie sahen in ihr nicht die Adlige oder die Milliardärin, sondern vor allem den Commodore der Royal Navy.

Entsprechend verhielten sie sich.

»Captain, ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen über einen Flug zu sprechen!«

»O... kay!«

»Sie ... klingen so erstaunt!«, merkte Jaqueline an.

»Aufgrund einer Verletzung während des Trainings liegt mein letzter Flug über drei Monate zurück! Ich ... bin erstaunt, dass nach all der Zeit ein Debriefing stattfindet! Ich hoffe, ich kann mich an die Details erinnern!«

»Verstehe!« Jaqueline reichte dem Piloten das Protokoll. »Um diesen Flug geht es!«

Hastings warf einen Blick auf den Ausdruck. »Ma'am, ich ... denke, das war einer meiner letzten Flüge.«

Er blickte auf das Ziel der Mission. »TW-07B – eine Testwelt!« Er schloss die Augen. »Oh ja, ich erinnere mich! Es ist ein Langzeitstudie von Projekt OITBD!«

Jaqueline spürte einen Schauer durch ihre Adern kriechen. »Sie ... flogen einen Einsatz für OITBD?«

»Einsatz würde ich es nicht nennen! Ich flog besagte Welt an, klinkte über dem Wald den Behälter aus, den mir die Jungs von OITBD mitgegeben hatten, und flog zurück! Das war alles, Ma'am!«

»Haben Sie den Planeten gescannt?«, versicherte sich Jaqueline.

»Nein, Ma'am, ich erhielt die explizite Anweisung, dies nicht zu tun. Ich solle nur die Fracht abliefern, um keine Werte zu verfälschen. Ausdrückliche Anweisung von Doktor Shivra.«

»Ist ... Ihnen die Monorail aufgefallen, als sie die Welt erreichten?«

»Nein, Ma'am. Eine Monorail fiel mir nicht auf. Ich musste mich auf meine Zielvektoren konzentrieren; diese waren extrem eng definiert!«

»Von Doktor Shivra?«

»So ist es, Ma'am!«

Jaqueline erhob sich. »Ich danke Ihnen, Captain! Ich hoffe, Sie sitzen bald wieder im Cockpit!«

Sie wartete, bis der Pilot den Raum verlassen hatte. Erst dann bat sie Doktor Shivra zu einem Gespräch.

*

Doktor Arthur Shivra, geboren in Neu-Delhi als Sohn eines indischen Arztes und einer englischen Frau, war einer der führen-

den Köpfe, wenn es um Waffentechnik ging.

Es gab nur wenige Wissenschaftler, die ihm das Wasser reichen konnten. Einer davon war der Ur-Timetraveller Markui, der inzwischen einen Blick auf OITBD geworfen hatte.

»Sie wollten mich sehen?«, fragte der bereits 59-Jährige, kaum dass er eingetreten war. Das Haar auf seinem Kopf war fast weg, seine braune Haut wies einige dunkle Flecken auf und seine Brille wirkte überdimensioniert in dem eher kleinen, runden Gesicht.

»So ist es«, bestätigte Jaqueline freundlich. »Es geht um eine Welt, die Sie als TW-07B haben registrieren lassen. Vor vier Monaten wurde dort ein Virus ausgebracht – auf Ihre Bitte!«

»Stimmt«, bestätigte der Wissenschaftler. »Wir haben dort gerade einen Langzeitversuch laufen.«

»Mit VX-019A?«

»Ja, so ist es!« Shivra runzelte die Stirn. »Darf ich erfahren, was das alles zu bedeuten hat?«

»Haben Sie diese Testwelt registriert?«

»Ja!«, bestätigte Shivra.

»Doktor – ich habe die größte Achtung vor Ihnen und Ihrem Wissen. Aber das Cross of Tomorrow dient nicht dazu, dass Sie oder andere subtil Rache nehmen können!«

Der Inder wollte sich aufregen, doch Jaqueline hob die Hand. »Ich weiß, dass die SSSK Ihre Familie getötet hat! Und ich weiß, dass dies ein wichtiger Grund war, unser Angebot anzunehmen! Als Sie nun die Chance hatten, einen von der IFÖS genutzten Planeten als Test-Planet zu registrieren, konnten Sie wohl nicht anders, hm?«

»Nein!«, bestätigte Shivra leise. »Ich ... wollte sogar Projekt Höllenfeuer auf TW-07B zum Einsatz bringen, aber ... die Tierwelt dauerte mich! Ich ... konnte nicht unschuldige Tiere verdampfen, um persönliche Rache zu nehmen!«

»Aber Affen stellen kein Problem dar?«, fragte Jaqueline erstaunt.

»Das Virus befällt Affen. Aber wie reagiert es beim Menschen? Ich *hoffte*, es käme zu einem Sprung, und ich hoffte, all diese Bastarde würden elend krepieren. So, wie meine Frau und meine Kinder ...«

Er wandte sich ab. »Erwarten Sie kein Bedauern, Lady Berger. Während des letzten Fluges wurde nicht nur das Virus ausgesetzt, sondern auch Mücken. Ich ... weiß, wer starb. Und *wie* sie starben!«

»Sie wissen auch von Ruby Island? Von den Menschen, die dort starben?«, fragte Jaqueline.

»Das ... wollte ich nicht! Die Flucht des saudischen Idioten kam überraschend. Ich wollte noch eingreifen, aber es war zu spät.«

Sekundenlang blickte Jaqueline den Inder an. Dieser hatte, um endlich Rache für den Tod seiner Familie nehmen zu können, ein Virus auf eine Insel gebracht. Wie es sich dort entwickelte, was mit den Urlaubern geschah – all das hatte er nicht wissen können.

Oder doch? Wie weit waren die Versuche mit dem Virus gediehen, ehe er es auf TW-07B entließ?

Jaqueline hatte nicht vor, Strafen zu verhängen oder den Mann zu entlassen. Sie selbst hatte zu oft und zu grausam Rache genommen. »Lässt ... sich VX-019B im Rahmen des OITBD einsetzen?«, fragte sie darum leise.

»Es ist unkontrollierbar. Wir müssen einen Weg finden, es für Menschen ungefährlich, für Feindwesen jedoch mörderisch zu machen!«

Sekundenlang zögerte Jaqueline, dann nickte sie. »Begleiten Sie mich nach Ruby Island. Dort gibt es aggressive Stämme; möglich, dass Sie einen hiervon nutzen können!«

Epilog

Das Ende der Pandemie

Ruby Island, 30.12.2013

»Wir haben es geschafft!«

Doktor Yuni Akamoto lehnte sich zurück. Raffaella Di Marco war ebenso geheilt wie die anderen Urlauber auf Ruby Island.

Der von Ethan Parker und Alice Hogan gefundene Antikörper war letztlich der Schlüssel gewesen.

»Gratulation!«, sagte Jaqueline, während sie dem Team um Alice Hogan die Hand schüttelte. »Sie haben gute Arbeit geleistet!«

»Danke!«, erwiderte Ethan. Er rieb sich die Augen.

Ein Mittel zu entwickeln, um das mutierte VX-019A im menschlichen Körper zu eliminieren, war Teamwork auf höchstem Niveau und unter Aufbietung aller Kräfte gewesen.

Gleichzeitig hatten sie Glück gehabt; das Virus hatte sich nicht über die 200-Meilen-Grenze um Ruby Island hinaus ausgebreitet. Es war etwa 150 Meilen weit gekommen, hatte zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits nicht mehr die Kraft besessen, Fischer zu infizieren. Die Zusammensetzung der Luft so weit draußen auf dem Meer hatte es letztlich gestoppt; etwas daran hatte dem Virus zugesetzt.

»Das war pures Glück gewesen; über Land wären Millionen Menschen infiziert worden.

Was genau die Ausbreitung letztlich gestoppt hat, werden andere Wissenschaftler erforschen. Mitglieder des Teams um Doktor Shriya und ...«

»Was genau ist OITBD?«, fragte Yuni Akamoto, während sie auf ihrem Handheld einem Mann dabei zuschaute, wie er einen der von ihnen gezüchteten Stämme des mörderischen Virus in

eine spezielle Box legte.

Die Aufschrift war auf seiner Uniform zu sehen.

»Eine Abkürzung!«, erklärte Doktor Hogan, die das gleiche Bild auf ihrem Gerät hatte. *Offense Is The Best Defence!* Ein Programm des CoT, welches Waffen gegen *Feindwesen* entwickelt. Es ... geht darum, sie anzugreifen, bevor sie uns angreifen!«

»Also wird aus VX-019A eine Waffe!« Yuni Akamoto klang angewidert. »Und das nach allem, was hier geschah!«

Jaqueline lächelte kalt. »VX-019A *war* bereits eine Waffe, als es auf der IFÖS-Welt Primeval ausgesetzt wurde. Und es erfüllte dort seinen Zweck!«

Sie erhob sich. »Ich habe die Auszahlung eines Bonus an Sie alle veranlasst! Sie werden sich nicht zu beschweren haben!«

Sie nickte der kleinen Gruppe zu, dann verließ sie den Raum. Raffaella erwartete sie, es gab Details zu besprechen.

Anschließend würde sie ihre Familie und Freunde in New York abholen und ihnen erklären, dass sie *nicht* zum 25. Dezember zurückfliegen würden. Die Geschenke, sie würden an Silvester geöffnet werden ...

Ende des Bandes